Der

Schutzjude von Magdeburg.

Historische Erzählung

von

Gustav Lamlé.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von A. Sacco Nachfolger.
1866.

Achtes Kapitel.

Jude und Erzbischof.

Während dieser Vorgänge in der Hauptstraße der guten, schwerbedrängten Stadt war es auf dem neuen Markte ziemlich öde und still gewesen.

In schweigender Nacht, als eben die zitternde Beata das Paulinerkloster verlassen und sich auf den Weg zur väterlichen Wohnung begeben hatte, schlich ein Mann durch die Wölbung unter dem Thurme des südlichen Thores hindurch. Er kam von Außen, aus der Gegend des Judendorfes und stieg vorsichtig über die quer über den Gang gestreckte Hellebarde, welche der schlafende Stadtknecht nachlässig in der Hand hielt. Mit Katzengewandtheit huschte er an dem Schläfer vorbei und schlug die Richtung nach dem erzbischöflichen Palast ein.

Um dahin zu gelangen, mußte er das weite Terrain, das man jetzt den neuen Markt oder

Domplatz nennt, sich aber damals in dreimal so großer Ausdehnung bis zur Leiterstraße und Nicolaikirche erstreckte, durchkreuzen.

Der nächtliche Wandler mußte Gründe haben, sich zu verbergen. Denn er schritt nicht quer über den Raum, der in der Mitte keinen Schatten gewährte, sondern hielt sich möglichst in der Nähe der Mauern und umfangreichen Baulichkeiten.

Er hätte diese Vorsicht vielleicht nicht nöthig gehabt, denn der hohe Rath hatte wegen des über der Stadt schwebenden Verhängnisses von seinem Rechte, den Domplatz mit eigenen Mannen bewachen zu lassen, keinen Gebrauch gemacht, und die wenigen erzbischöflichen Lanzknechte, die an den Portalen des Domstifts, der Möllnvogtei und des Metropolitan-Sitzes auf Posten standen oder vielmehr stehen sollten, waren dem Beispiele ihres städtischen Collegen am Sudenburger Thore gefolgt und „lagen Schildwacht." Sie schliefen den gesunden Schlaf der Gerechten.

Der Unbekannte trat aus dem Schlagschatten des Domes, um die hintere Front des erzbischöflichen Palastes zu erreichen. Sein langer Kaftan hinderte ihn im Gehen, denn der Boden war mit Gestrüpp und Dornenhecken bedeckt. Der silberfarbene, herabwallende Bart, das graue Haupthaar und die polnische Mütze machten den

Geheimnißvollen kenntlich. Es ist Niemand anders, als Salomon Levy, genannt Elbthal, der Schutzjude.

Jetzt stand er vor einer niederen Pforte, die so geschickt im Mauerwerk angebracht war, daß sie ein Unbefangener kaum bemerkt hätte. Leise steckte er einen Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen, in das Schlüsselloch. Ein feines Geräusch, die Thür drehte sich in den Angeln, und Salomon schlüpfte in einen dunkelen Gang, während er die Pforte vorsichtig wieder schloß.

Er schien mit der Oertlichkeit vollkommen vertraut zu sein, denn er tappte mit ziemlicher Sicherheit den engen Korridor entlang, der einige scharfe Biegungen nach rechts und links machte.

Jetzt klomm er eine Stiege hinan. Noch eine Wendung, und ein schwacher Lichtstrahl schimmerte ihm entgegen.

Der düstere Schimmer kam von einer trübe brennenden Nachtlampe, die in Manneshöhe an der Wand befestigt war. Dem Verlöschen nahe, flackerte sie immer von Neuem wieder auf, um dies tiefsinnig-symbolische Spiel, welches uns an das letzte Aufraffen einer dem Körper sich entringenden Seele zu erinnern pflegt, mit ausdauernder Beharrlichkeit fortzusetzen.

Salomon hatte nicht Zeit, darüber Betrachtungen anzustellen. Er klopfte zweimal mit dem

Knöchel des Zeigefingers gegen eine neben der Lampe sichtbare Thür an.

„Wer da?" fragte eine sonore Stimme von Innen.

„Schmoll!" antwortete der Schutzjude, und nach kurzer Zeit that sich die Thür auf.

Das Gemach, welches Salomon betrat, war nicht nur behaglich, sondern auch mit allem Luxus der damaligen Zeit reichlich ausgestattet. Kostbare Teppiche, biblische Scenen darstellend, bedeckten den Fußboden und dämpften jeglichen Schritt. Noch köstlichere Darstellungen zierten die Wände, indeß die Thüren von innen durch schwere Damastvorhänge den Blicken entzogen waren.

Am Fußboden, auf Stühlen und Tischen, auf Schränken und besonderen, an den Wänden hinlaufenden Bücherspalieren, lagen Folianten, Papier- und Pergamentrollen, Dokumente und Urkunden aller Art, mit mächtigen Siegeln aus buntem Wachs versehen und in malerischer Unordnung durcheinander geworfen.

Vom Arbeitstische jedoch, der durch zwei doppelarmige Leuchter erhellt war, erhob sich ein Mann von imponirendem Aeußern. Seine Statur erschien eher klein, als groß, trug aber den Stempel einer Würde und Hoheit an sich, die durch den ehrfurchtgebietenden Kopf auf das

nachdrücklichste unterstützt ward. Die schmale Tonsur um den edelgeformten Scheitel kennzeichnete ihn als Priester, die selbstbewußte, stolze Haltung als Aristokraten und das Gewinnende seines Umganges als feinen Hof- und Weltmann. Kurz, es war Albert IV., Erzbischof von Magdeburg und Graf von Querfurth.

Der Ausdruck der Ueberraschung, als er des Juden ansichtig geworden, schwand alsbald aus den beweglichen Zügen und machte einer herzgewinnenden Freundlichkeit Platz.

„Du hier, Schmoll, zu so später Stunde? Es muß etwas Besonderes vorgefallen sein, das Dich dazu bewogen, von Deiner Lizenz Gebrauch zu machen."

Mit diesen Worten blieb er vor Salomon Levy stehen und betrachtete ihn mit forschenden Blicken.

Salomon hielt den Blitz der erzbischöflichen Augen ruhig aus. Er fühlte keinerlei Beklemmung bei diesem Begegnen der sonderbarsten Art. Einerseits fühlte er sich keiner Schuld bewußt, andererseits aber stand er, wie sich zeigte, auf gar vertrautem Fuße mit dem hohen Würdenträger apostolischer Kirche.

„Ja, Euer Liebden," sprach er, „es ist allerdings etwas Unerhörtes vorgefallen; man hat uns, die Schutzbefohlenen des Erzstiftes, trotz

Schutz- und Geleitbrief, auf offener Straße überfallen, geplündert, gemißhandelt und mir meine Tochter geraubt."

„Euch überfallen, beraubt? Wer wagte das, auf erzstiftischem Boden?"

„Eure Vasallen?"

„Meine Vasallen? Meine eigenen Lehnsleute, Schmoll?"

„Wie ich gesagt habe, gnädiger Herr. Graf Dietrich von Wernigerode mit seinen Freunden legte uns einen Hinterhalt zwischen Weißenfels und Merseburg."

„Der wilde Wernigerode, ich verstehe! Er hat die Lektion, die er vor drei Jahren erhalten, wieder vergessen. Wer waren seine Kumpane? Erzähle ausführlich, Schmoll, erzähle! Das Unwesen nimmt überhand!"

Der Aufforderung des Erzbischofs kam Salomon bereitwillig nach. Er berichtete in fliegender Eile, ohne das Unwesentliche zu berühren, den ganzen Hergang, während der Metropolitan, ein runder, wohlbeleibter Herr, sich wieder in den Polstersessel niederließ, um Salomon's Worten mit desto mehr Spannung folgen zu können.

Des Juden schmucklose Darstellung, die aber überall ein desto ächteres Gepräge der Wahrheit an sich trug, machte auf den Metropolitan einen sichtbar tiefen Eindruck.

Es waltete überhaupt ein ganz eigenartiges Verhältniß zwischen diesen beiden so völlig von einander verschiedenen Männern. Sie waren Freunde, Vertraute. Aber dies Bündniß war um so fester, je heimlicher und verschwiegener, vor der Mitwelt verborgener es war.

Wohl munkelte man hier und da, namentlich in den Kreisen des hohen Adels und der höheren Geistlichkeit davon, aber man war seiner Sache nicht recht gewiß, zumal da die am meisten dabei Betheiligten, Albert IV. und Salomon, darüber unverbrüchliches Stillschweigen auch den besten Freunden gegenüber beobachteten.

Nur unter seinen Glaubensgenossen hatte Salomon Mitwisser. Es waren dies zumeist ältere Leute, die ihn von Jugend auf kannten und von seinen Schicksalen, mehr als ihm lieb war, in Erfahrung gebracht hatten. Nichtsdestoweniger hatte Salomon von dieser Seite keinen Verrath zu fürchten, denn der Israelit, zumal in damaligen Zeitläufen, ist verschwiegen wie das Grab, wenn es das Wohl und Wehe seines Stammes oder auch nur eines seiner hervorragendsten, geliebtesten Häupter gilt.

Der Metropolitan nannte, wie wir bereits vernommen, den Schutzjuden kurzweg Schmoll. Es war dies in der That Salomon's wahrer Name, den er vor bereits fünfzehn Jahren und

zwar aus äußerst triftigen Gründen abgelegt hatte.

Es ist bekannt, daß der berühmteste Metropolitan Magdeburgs, Erzbischof Dietrich, über welchen — wie der Leser sich erinnern wird — die zechende Rittergesellschaft auf der Wernigeroder Burg ihre Glossen machte, ein für die damalige Anschauung ungemein toleranter, aufgeklärter Herr war. Er hatte sich aus niederem Stande kraft seiner Talente bis zu den höchsten geistlichen und weltlichen Würden emporgeschwungen und sah deshalb auf die ahnenstolzen Leute, die auf ihre hohe Geburt pochten und von ihr all' ihren Ruhm, ihr Recht auf Gewaltthat und Unterdrückung der Schwächeren herleiteten, mit geringschätzigem Mitleiden herab.

Er hatte in seiner Umgebung zwei Personen, die, so himmelweit sie auch von einander verschieden waren, dennoch gleichen Antheil an seinem Herzen, seiner Liebe und Freundschaft hatten, den armen, aber klugen und tapferen Ritter Nicolaus von Bismark und den Mann aus dem damals so verachteten Volke der Juden, den reichen Schmoll.

Der vortreffliche Prälat that keinen seiner für die Stadt so überaus segensreichen Schritte, ohne des einen oder andern seiner Getreuen vorherigen Rath und nachträglichen Beistand.

Man fabelte von des Hofbanquiers Schmoll unermeßlichen Reichthümern und sicherlich wäre dieser ein Opfer der Habgier zahlloser Schnapphähne geworden, wenn nicht der energische Erzbischof seinen schützenden Arm über ihn ausgestreckt hätte.

Als aber der mächtige Beschützer von einem noch Mächtigeren bewältigt, die schirmende Hand sinken ließ und die treuen Augen zudrückte, als er nach einer letzten großherzigen That zum Besten seiner verwaisten Stiftsunterthanen den Weg alles Fleisches ging, und die hiesige Bürgerschaft in dem Verblichenen einen liebenden Vater, Apostel des Friedens, Steurer der Gesetzlosigkeit, Unterdrücker der Gewalt, unerschrockenen Feldherrn und wahrhaftigen Seelenhirten verlor — da beschloß auch Schmoll, ihm zu folgen. Er starb, verschwand spurlos. Man hielt ihn für todt, auf irgend eine Weise bei Seite geschafft, wie das ja damals nichts Unerhörtes war. Aber er lebte unter anderem Namen und anderen Verhältnissen wieder auf. Sein Tod war nur eine Verstellung, um den Verfolgungen beutegieriger Gewaltmenschen zu entgehen.

Nach einigen Jahren erschien er wieder in diesen Gegenden als Salomon Levy, mit dem Beinamen Elbthal. Seine Besitzthümer, soweit er sie nicht durch Unglücksfälle eingebüßt, hatte

er an sicheren Orten oder bei zuverlässigen Glaubensbrüdern untergebracht und gab sich für einen besitzlosen, hausirenden, nomadisirenden und althergebrachten Schacher treibenden Handelsmann aus, hinter welchem selbst die adlerscharfen Augen der erzbischöflichen Beamten nicht den ehemaligen allberühmten Hofbanquier des Erzbischofs Theodorich*) witterten.

Es war Salomon's — so wollen wir ihn auch fürder nennen — glücklichste Idee, sich solchergestalt den Tod zu geben. Denn dieser Tod rettete ihm das Leben. „Bürgerlich todt" war er ohnedies als Jude. Er war nach damaliger Auffassung rechtlos und stand mithin außerhalb der staatlichen Gesellschaft, die seinen „ungerechten Mammon" mit scheelen Augen ansah, zumal sie desselben recht dringend bedurfte.

Nach Dietrichs Ableben kam nämlich eine gar klägliche Zeit über das Land. Es folgten in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren vier unfähige, verschwenderische und gewaltthätige Erzbischöfe, deren Regierungszeit zum Theil von sehr kurzer Dauer war, so daß die noch zügellosere Zeit der Interregnen eine oft wiederkehrende, traurige Rolle spielte.

---

*) Theodorich, Theodoricus, Dietrich, Dieter, derselbe Name.

Wir wollen von dieser schlimmen Zeit nichts erwähnen, als daß sie das Erzstift in große Geldnoth brachte, die auch auf die Regierung Alberts IV. zurückwirkte.

Der Erzbischof, der hier leibhaftig vor uns sitzt, das stattliche Haupt in die breite, fleischige Hand gelehnt, hatte eine damit zusammenhängende Schwäche. Er borgte gern, zahlte aber ungern zurück. Ja, ein Chronist sagte ihm sogar nach, er habe, so oft er auch schwur, seine Gläubiger befriedigen zu wollen, doch nicht Wort gehalten und sei deshalb der hiesigen Bürgerschaft große Summen schuldig geblieben.

Damit wäre scheinbar erklärt, was es mit der Salomon-Schmoll'schen Freundschaft für eine Bewandtniß habe. Der Erzbischof hat in seiner pekuniären Verlegenheit zuweilen einen Freund oder Hofbanquier gebraucht, der ihm ein wenig unter die Arme greifen sollte. Daher das intime Verhältniß zwischen dem hohen kirchlichen Würdenträger und dem Schutzjuden.

Solche Verdächtigungen wären hier jedoch nicht am Platze gewesen. Auch weiland Metropolit Dietrich war seiner Zeit nicht auf Rosen oder Freiberger Groschen Magdeburger Währung gebettet, und dennoch fiel es Niemandem ein, seine Freundschaft zu demselben Schmoll irgend wie in falsches Licht zu setzen.

Albert IV. war ein viel zu edler Charakter, um aus eigennütziger Absicht die Freundschaft eines Menschen, zumal eines Juden, zu suchen. Er schätzte an Salomon den heroischen Opfermuth und die Energie, mit welcher er für das Wohl und Wehe seiner Glaubensbrüder arbeitete. Er bewunderte seine Klugheit und Erfahrung, seine ehrliche Offenheit, seine Treue und Hingebung und endlich seinen persönlichen Muth, der es nicht scheute, mächtigen Bedrückern die Stirn zu bieten.

Die Wahrheit ist, daß er den Israeliten niemals um ein Darlehn angesprochen. Salomon trug es ihm selber an, da er die Verlegenheiten seines hohen Gönners mit scharfem Blicke durchschaute. In solchen Fällen pflegte der Prälat die Annahme des Geldes zu verweigern, in der Regel aber dem gutherzigen Drängen des Edelmüthigen endlich nachzugeben.

„Ich will Dir nichts versprechen, lieber Schmoll. Du weißt, wie es mir in dieser Hinsicht ergeht. Es wird mir blutsauer, ja unmöglich, das Erborgte wieder zu erstatten. Du solltest mir es nicht anbieten, denn Du weißt, daß Du das Deinige schwerlich jemals wieder erlangen wirst."

„Laßt nur gut sein, gnädiger Herr," pflegte dem Freimüthigen der brave Jude zu erwiedern.

„Ich bin schon so oft durch schlechte Menschen um das Meinige gekommen, daß es mir eine besondere Freude ist, mit meinem bischen Hab' und Gut auch einmal freiwillig einem rechtschaffenen Manne beizuspringen, der es um mich verdient."

Der edle Wettstreit endete gewöhnlich damit, daß Albert dem Juden voller Rührung und Dankbarkeit die biedere Rechte schüttelte und betheuerte, alles thun zu wollen, was in seinen schwachen Kräften stehe, um die traurige Lage der Kinder Jehovahs im Erzstifte zu bessern.

Es war gut, daß er von seinen „schwachen" Kräften sprach. Denn sein Geist war willig, aber das Fleisch war schwach, sehr schwach.

Er saß diesmal nicht so gar ruhig im weichen Polsterstuhle, der leicht erregbare, lebhafte, für alle Eindrücke empfängliche Prälat. Manch zorniger Ausruf, manch Zeichen höchster Mißbilligung unterbrach den gewissenhaften Erzähler, als dieser den Gewaltstreich Wernigerode's und seiner Helfershelfer wahrheitsgetreu berichtete.

„Die gottlosen Buben! die Stoßvögel! ha! die Frechen!" rief er ein über das andere Mal. Sein wohlgerundetes, freundliches Antlitz ward von dunkeler Röthe übergossen, während die Hände, die gewohnt waren, sich zum Gebete zu falten oder den Segen zu ertheilen, sich unwillkürlich zur Faust zusammenballten.

Als aber Salomon der Entführung seiner Tochter erwähnte und trotz aller bisher behaupteten Fassung seinen Worten wider Willen den gehörigen Nachdruck und die rechte Färbung gab, da ward das Maaß des erzbischöflichen Zornes zum Ueberlaufen voll.

„Schändlich, schändlich! Und das thaten sie Dir, meinem braven Schmoll? Das einzige Töchterlein! Und was für eines! Schmoll, sei nur ruhig, Dir muß geholfen werden! Die Buben, die Jungfernräuber!"

Salomon ließ den aufgebrachten Prälaten toben. Er kannte seine Art und Weise und wußte, daß das schnell emporlodernde Feuer eben so bald wieder nutzlos in sich zusammensinken und verlöschen werde, wenn er es nicht durch frische Zugluft anfache und ihm durch neuen Brennstoff Nahrung gebe.

„Rettet mein Kind, durchlauchtiger Herr! Rettet mir Recha aus des Tigers Krallen, und ich will redlich mein Scherflein zu den Fehdekosten beitragen, so wenig mir auch von meinem Besitzthum übrig geblieben sein mag."

Das war eine Wendung, die sich hören ließ. Salomon kannte die übergroße Friedliebe und die mit ihr Hand in Hand gehende Sparsamkeit des Erzbischofs. Beide drohten über die sittliche Entrüstung desselben in Kürze den Sieg davon-

zutragen. Das hatte er schon bei früheren Gelegenheiten sattsam erfahren. Darum sein Anerbieten.

Albert IV., der heftig erregt vom Stuhle aufgesprungen, sah dem Schutzjuden in's Gesicht, als erwarte er, daß er zu reden fortfahre.

„Fünfhundert Mark, gestrenger Herr, fünfhundert Mark wohlgemünzten Silbers, die Mark zu 2 Schock 8 Stück Freiberger Kreuzgroschen,"*) sprach er, „will ich geben zur Ausrüstung von dreihundert Lanzknechten und Rohrschützen, wenn sie in's Feld ziehen wollen, um meine Tochter und die geraubten Güter aus des Wernigerode Gewalt zu befreien!"

Der Erzbischof ging auf den Juden zu und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter:

„Großmuth, Großmuth, lieber Schmoll! Ich bin's an Dir gewohnt. Entweder bildest Du

---

*) Freiberger Kreuzgroschen waren um diese Zeit in Magdeburg, Zerbst und Dessau im Umlauf. Die Mark wäre dann etwa 12löthig gewesen. Von den böhmischen Groschen oder Dickpfennigen gingen 60 auf die Mark, daher ihre Berechnung nach Schocken. Von den silbernen Schillingen (solidi) gingen seit 1399 40 auf die Mark Magdeburger Gewichts. Bei größeren Zahlungen pflegte man zu wiegen, daher die Ausdrücke: ein Pfund Pfennige (ursprünglich Pfündinge, d. h. pfündige oder vollwichtige Denare), ferner: ein Pfund Sterlinge (Sternlinge, Denare mit einem aufgeprägten Stern) u. s. w.

eine ungeheure Ausnahme von dem in Deinem Stamme herrschenden Geiste, oder aber man hat Euch Allen von jeher schreiendes Unrecht gethan."

„Man that uns Unrecht. Ihr sagt's."

„Und dennoch kann ich jetzt wenig für Dich thun, armer Schmoll! Ich kann nicht! Die Hände sind mir gebunden."

„Gnädiger Herr, Ihr könnt uns nicht helfen? Ihr, der Gebieter und Erzbischof, gegen eigene Vasallen?"

„Gegen eigene aber mächtige Vasallen. Dieser Währwolf von Wernigerode! Ich möchte ihn züchtigen und darf es nicht! Armer Schmoll, Du hast keinen Begriff von den Leiden eines Metropoliten! Ich darf's nicht."

„Warum nicht, gestrenger Herr?," wagte Salomon zu entgegnen.

„Warum? Nun, Schmoll, mein ganzes Vertrauen für Deine Freundschaft. Der Währwolf ist mir unentbehrlich. Wir müssen ihn in Güte zur Herausgabe des Raubes überreden. Er ist das Haupt der erzstiftischen Geschlechter. Er hat die Anderen am Seile, sie beißen sich gleichsam darin ein, wie die blinde Bache in den Schwanz des Keilers. Sieh da das Pergament mit dem schwarzgelben Siegel von Wachs! Es ist ein Schreiben des Königs Wenzel, der mich zum Abschluß und Anschlusse des Landfriedens

mahnt. Die Sache liegt mir am Herzen. Ich habe mein Lebelang dafür gewirkt, für die heilige, schöne, erhabene Idee, den allgemeinen Frieden auf Erden, wenigstens auf unserer schönen, deutschen Erde herzustellen. Und hab' ich's erreicht, das hehre Ziel, habe ich einen, wenn auch noch so dürftigen Landfrieden in unseren Gauen gestiftet, wohlan, dann will ich mit dem seligen Bewußtsein gern und freudig in die Gruft fahren. Das walte Gott!"

Sprach's mit erhobener, feierlicher Stimme. Es war ein wundersamer Kontrast, diese beiden Patriarchen so neben einander zu sehen: den Christen in hoher Begeisterung für einen Gedanken, der sich damals erst in wenigen, kühnen Geistern mit solcher Energie regte, für den Gedanken des weltlichen und göttlichen Erdenfriedens, wie er in dem Psalme der Engel verkündet worden: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Dann den Juden, für dieselbe Idee erglühend, deren Verwirklichung er nur auf anderem Wege erstrebte, auf dem Wege, den ihm seine Urväter angewiesen, als sie das Loos ihrer Nachkommen in der dereinstigen Erscheinung des Messias verbrieft sahen und mit aller Inbrunst auf den Längstverheißenen warteten, den sie längst, in Blindheit befangen, an's Kreuz geschlagen.

Und da hing er, der Gekreuzigte, an dem Kruzifix von schwarzem Ebenholz, das sich zwischen den strahlenden Armleuchtern auf dem Arbeitstische des Prälaten erhob. Matt streckte er die Arme am Querholz aus, indeß sein mit Dornen gekröntes Haupt auf die Brust herabsank und der erstarrende Leib sich auf das mit Blutstropfen besprengte Fußbrett stützte. Schwach glänzten die silbernen Glieder im Kerzenlicht, hoch zu Häupten aber funkelte die Inschrift voll Hohn und Spott in goldenen Buchstaben: I. N. R. I.

Es dauerte eine Weile, ehe der Erzbischof den Faden der Erörterung wieder aufnahm. Endlich, wie aus tiefem Nachdenken erwacht, wandte er sich mit den Worten an den in Schweigen verharrenden Vertrauten:

„Du siehst mich in schlimmer Lage, Schmoll. Um den Landfrieden zu Stande zu bringen, brauche ich die Mithülfe Graf Dietrich's. Hab' ich ihn, so hab' ich die ganze Ritterschaft auf meiner Seite, und hab' ich die Ritter, so hab' ich die benachbarten Fürsten. So weit wäre Alles gut, nicht wahr? Aber nun kommt der Haken. Tritt der Wernigerode in den Bund ein, dann sperrt sich die Stadt, die nichts von ihm wissen will. Und schließt sich Magdeburg aus, so fehlen auch alle die anderen Städte; dies ist wie die Henne mit ihren Küchlein.

Meine einzige Hoffnung setze ich auf die Unterhandlungen, die Gebhard von Klötze zu führen übernommen. Schlagen sie fehl, so muß ich den lange gehegten Wunsch nach Frieden aufgeben.

Du begreifst, daß ich nicht feindlich gegen die Räuber auftreten kann. Aber die Stadt vermag es. Wende Dich an meinen Hauptmann, den wackeren Schierstedt und an den braven Bürgermeister Rohde. Ich werde heimlich ein gut Wort für Dich einlegen. Du kannst ihnen Deine Vorschläge dann wiederholen. Es sind verständige, thatkräftige Männer, denen es manchmal in den Fäusten juckt. Doch halt! das Stundenglas läuft eben ab. Es wird bereits um die Geisterstunde sein. Horch! Der Wächter vom Thurm unserer Kathedrale bläst Mitternacht. Ich habe bis in die Nacht hinein gearbeitet, lieber Freund, und bin herzlich müde. Befolge meinen Rath und geh' zu den beiden Hänsen. Dann bringe mir Nachricht. Bis dahin gute Nacht!"

Er bot Salomon die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll küßte, um sich dann auf demselben Wege wieder aus dem erzbischöflichen Palaste zu entfernen, auf welchem er gekommen war.

Der Metropolit aber stand noch minutenlang mit verschränkten Armen und starrte nach der mit Teppichen verhangenen Thür, hinter welcher der Jude soeben verschwunden war.

„Hätt' ich lauter Unterthanen, wie Du bist, mir wäre das Regieren ein leichtes," dachte er bei sich. „Hätt' ich eine Heerde zu hüten von solch wahrer Frömmigkeit, wie die Deine, ich wäre der gebenedeietste Kirchenfürst, der glücklichste Diener des Herrn. Und doch ein Jude! Ein Jude mein bester, mein einziger Freund, für den ich nichts habe, als Worte und gute Rathschläge, für den ich nichts thun kann, ich, der gepriesene Metropolit! Ich sehe noch anderes Ungemach heraufziehen, ich höre den Donner grollen und immer näher heranbrausen. Aber Du mit dem reinen Gewissen ahnst nicht, daß der vernichtende Blitzstrahl Dir gilt und all' den Deinen im Judendorf. Dein Herz ist schon zu schwer, d'rum wollt' ich Dich nicht ängstigen mit einem Schreckensgespenst, das vielleicht — so Gott will — nicht zur Wirklichkeit wird!"

Zwei-, dreimal durchmaß der Patriarch das Bibliothekzimmer, dann legte sich der Sturm in seinem Innern. Er hatte beschlossen, sein ganzes Ansehen aufzuwenden, um das Volk Salomon's vor der Wuth des vom Aberglauben bethörten, nach Rache lechzenden Pöbels zu schützen.

Er verlöschte die glitzernden Lichter. Mit einer einzelnen Wachskerze in der Hand, zog er sich in's Schlafgemach zurück.

Neuntes Kapitel.

Die Gefangene.

„Alle Hagel, Beppo, schon wieder einen Pasch! Du bist ein Glückskind!"

So rief halb unwillig der dicke Kellermeister des Schlosses zu Wernigerode, während er hastig die Würfel in den Lederbecher warf und gewaltig darin umschüttelte.

Sie saßen unter der Treppe im Weinkellergewölbe, die Drei, Kuno, Beppo und Jost, jener unbehülfliche Knappe, den wir von der nächtlichen Ueberrumpelung bei Merseburg her kennen.

Sie hatten sich um ein leeres Malvasierfaß gelagert, dessen Boden sie als Tischplatte benutzten.

Kuno, als echter Kellermeister rittlings auf einer Clarettonne sitzend, stülpte den Becher um und zählte die Augen.

„Doppelsechs! Wir stehen gleich!" jubelte er, „wir müssen noch einmal werfen, jetzt gilt's, Beppo!"

„Sechs und Drei schafft Neun. Schlechter Wurf das, alter Kellerwurm. Ich werde wohl die drei Flaschen Herrenwein nicht gewinnen, die Du ausspielen lässest."

Verdrießlich überließ Beppo den Becher seinem Widerpart und gab sein Spiel verloren. Im nächsten Augenblicke jauchzte er aber hell auf. Kuno hatte Vier und Fünf geworfen und kratzte sich ärgerlich hinter dem Ohr. Noch einmal versuchten sie ihr Glück. Fortuna entschied für Beppo.

„Hahaha!" lachte dieser. „Jetzt heraus mit dem Rebensaft! Jost, Du trinkest mit uns, hast Strapazen genug durchmachen müssen auf dem letzten Teufelsritt nach Merseburg. Nicht wahr, mein Schatz?"

Jost, der an das Abenteuer und den Ringkampf mit Jonas nicht gern erinnert sein wollte, weil er sich schämte, dem kräftigen Juden gegenüber den Kürzeren gezogen zu haben, schnitt ein schiefes Gesicht und murrte:

„Könnt Euren Wein allein trinken, wenn Ihr ihn mit Spottwurz und Wermuth würzen wollt. Ich liebe den Zusatz nicht."

„Oho, mein Junge, nicht so böse! In meinem Reiche hier unten dulde ich weder Zank noch Streit!" begütigte den Empfindlichen der Kellermeister. „Wer zu mir kommt, der lasse

den Griesgram oben. Hier unten kann ich keine brummigen Gesichter brauchen. Verstanden?"

Mit diesen Worten schenkte er den perlenden Wein in die langen Spitzgläser, die er auf den improvisirten Tisch gestellt. Alle Drei griffen zu. Kuno aber erhob sein Glas und sang mit rauher Baßstimme:

„Ein braver Mann
Vergißt den Span
Hört er die Gläser klingen an!
D'rum laßt beim Wein
Uns fröhlich sein!
Trinkt aus, ich schenk' Euch wieder ein!"

Die Anderen folgten seiner Aufforderung und lobten das feurige Getränk. Der Kellermeister schien jedoch mit ihnen nicht zufrieden zu sein, denn er meinte:

„Der Trank ist gut, Ihr aber seid herzlich schlechte Trinker. Heißt das austrinken? Ihr seid Kinder, die der Amme bedürfen, aber brave Zechgenossen nicht!"

„Warum nicht, Kuno?" fragten Beppo und Jost wie aus einem Munde.

„Ei nun," antwortete der Tadler, „Ihr habt die Nagelprobe vergessen. Seht hier!" und damit setzte er das umgewandte Glas mit dem Rande auf seinen Daumennagel, ohne daß auch nur ein Tropfen herausfloß. „Seht Ihr? so dürstet man auf der Burg zu Wernigerode!"

„Hast's von Deinem alten Grafen gelernt," erwiederte Beppo. „Bei dem bist Du in gute Schule gegangen. Denn es giebt wohl keinen größeren Zechbruder im ganzen heiligen römischen Reich, als ihn, den faulen Wenzel nicht ausgenommen."

„Das will ich meinen!" schmunzelte Kuno und schenkte wieder ein. „Du hättest ihn früher mal bei'm Humpen sehen sollen, als noch die verdammten Flunkereien von Landfrieden und solchem Firlefanz nicht waren. Wenn die Anderen unterm Tische lagen, dann fing er erst recht an. Es war eine wahre Freude für unser Einen, ihn so zechen zu sehen."

„Es war? Du thust ja gerade so, als habe der Alte seit Monden keinen Becher an die Lippen gebracht!" meinte Poppo's Knappe. „Dauerte nicht noch gestern das Gelage bis tief in die Nacht hinein, obgleich man eben erst todtmüde von der Judenhatze heimgekehrt?"

„Bah —" machte Kuno, „Du merkst doch vom hellen, lichten Tage nichts! Wo Du nur Deine Augen hast. Ich glaube, Du kümmerst Dich mehr um die Zofen, als um die Herren, sonst würdest Du wissen, daß Graf Dietrich seit einigen Tagen vollends nicht mehr der Alte ist. Er gefällt mir nicht. Seine Wildheit ist dieselbe, vielleicht noch größer, denn zuvor. Seine

Unternehmungen werden immer kühner und großartiger. Aber er ißt und trinkt verzweifelt wenig. Weiß der Himmel, was ihm fehlt!"

Beppo horchte dem geschwätzigen Schenker zu. Er hatte das Alles ebenso gut bemerkt, als Jener, aber er dachte sich sein Theil dabei und schwieg.

Jost, der währenddessen auf einem umgestülpten Weinkübel Posto gefaßt, hielt es für an der Zeit, auch ein Wörtlein mitzureden und warf die Bemerkung hin:

„Was soll ihm fehlen, Meister Kuno? Es wird der Schreck über das Zusammentreffen mit dem jungen Grafen gewesen sein. 's hätte doch übel ablaufen können."

„Du meinst die Nacht bei Merseburg, mein Junge?" entgegnete der Diener des Bacchus mit leichtem Spott. „Daran denkt er schon längst nicht mehr. Solche Abenteuer ist er gewohnt, wenn Du auch den kleinen Denkzettel noch nicht verschmerzt haben magst, mein Kerlchen. Graf Poppo läuft schon seit heut Morgen gesund und munter auf dem Schloßhof umher. Da war nichts Erschreckliches daran. Nicht wahr, Beppo?"

Beppo, der des Kellermeisters vollkommenes Vertrauen besaß und überdies sein naher Verwandter, sein leiblicher Neffe war, hielt es

für gut, durch Kopfnicken seine Zustimmung zu geben.

Er war ein kluger, schlauer Bursch und seinem jungen Herrn mit Leib und Seele ergeben. Schon im Schlosse zu Stolberg, wo er sich mit ihm bis zur Zeit jenes Abenteuers zu Weißenfels aufgehalten, hatte er sich seinem Gebieter durch treue Dienste sehr nützlich gemacht. Er hatte dem übermüthigen oft jugendlich unbesonnen handelnden Jüngling bei manchem Strauß weidlich geholfen und seine Dankbarkeit verdient. Die neuesten Vorgänge aber knüpften das Band zwischen Herr und Diener noch inniger.

Zwischen Vater und Sohn war eine Spannung eingetreten, die mit jeder Stunde zuzunehmen drohte und nur darum nicht den offenen Bruch bereits herbeigeführt hatte, weil Ersterer seit Tagesanbruch vom Schlosse abwesend war. Poppo, von seiner leichten Kopfwunde genesen, hatte dem Vater zwar das vom unglücklichen Zufall herbeigeführte Zusammentreffen vergeben; seine rohe Handlungsweise jedoch der Mutter und Schwester gegenüber, seine häufigen Gewaltthaten und Räubereien, vor allem aber die Einkerkerung Recha's verzieh er ihm nicht.

Doch erzählen wir der Reihe nach, wie sich's begeben.

Nach mehrtägigem Marsche auf den unweg-

samen Wegen der Harzischen Vorberge war die Karavane unter ihrer starken Eskorte in Wernigerode angelangt. Es war mitten in der Nacht.

Poppo — der unterwegs der Gegenstand allgemeiner Sorge gewesen und von dessen Tragbahre der grimme Graf Dieter kaum gewichen war, so lange noch die Betäubung des Verwundeten Augen schloß — Poppo kam erst zur Besinnung, als der Zug sich mühsam den Berg hinan bewegte, auf dessen Gipfel sich die feste Burg erhob.

Natürlich hatte er unter sothanen Umständen nichts für Recha thun können, die stumm und sich selbst überlassen im Winkel des Wagens kauerte, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Ihre Gedanken waren bei dem alten, hülflos zurückgelassenen Vater und bei dem noch hülfloseren, tapferen Bruder, zuweilen, nein, recht oft auch bei jenem ritterlichen Jünglinge, der ihre Seele seit einigen Tagen so wunderbar beschäftigte und ihren ganzen Stamm so großmüthig in Schutz genommen. Sie hatte ihn seit dem Ueberfalle nicht wieder erblickt, auch von seiner Verwundung nur Ungewisses erfahren.

Desto quälender waren ihre schlimmen Vermuthungen, wenn der Weg über den Rücken eines Hügels führte, und sie von oben herab

die Gruppen an der Spitze der Kolonne zu unterscheiden vermochte. Da sah sie eine Sänfte tragen, neben welcher ein alter, bärtiger Rittersmann einherritt. Er beugte sich oft, wie theilnehmend, zu dem Verwundeten herab und befahl unter lästerlichen Flüchen den Trägern, sich in Acht zu nehmen und beim Gehen die Stöße zu vermeiden. Wer war der Verletzte? War es der vermißte, blonde Ritterjüngling, der im Kampfe für sie und die Ihren übermannt worden und in dieselbe Gefangenschaft gerathen sein mochte? Oder war es gar der arme, hochherzige Gideon, den man trotz seiner Wunden erbarmungslos mitgeschleppt?

So rang sie mit schmerzlichen Zweifeln. Es war Niemand da, der ihr den Zusammenhang der Ereignisse erklärte. Den wilden Wernigerode kannte sie nicht als den Vater Poppo's. Aber sie sah ihn und fürchtete den grausamen, tobsüchtigen Mann. Wenn sie dann vom Kummer bewältigt ihr Antlitz in die Hände legte und in bittere Thränen ausbrach, dann ward sie wohl von einem blutjungen, schönen Ritter mitleidsvoll betrachtet, dessen keckes, jugendfrisches Angesicht gar vortheilhaft von der widerwärtigen Umgebung abstach.

„Was scharwenzelt Ihr da schon wieder am Wagen herum, Graf Hinke? Hat Euch die kleine

Hexe auch schon den verliebten Kopf verdreht? Ihr Hohensteiner habt doch guten Geschmack und versteht Euch fürtrefflich auf's Wildpret!"

Diese Worte kamen bei solcher Gelegenheit aus dem Munde Gebhards von Klötze, der den jungen, zartfühlenden Fant beobachtet hatte. Graf Hinke ward über und über roth, so daß der Purpur seiner Wangen mit dem Karmin seines Kollers wetteiferte, während der Neckende, der dicht an seiner Seite ritt, in ein lustiges Lachen ausbrach.

„Hahaha!" kicherte er, „Ihr erröthet ja schier wie eine ehrsame Jungfrau aus der Stadt! Wahrhaftig, Graf, an Euch ist ein Mädchen verloren gegangen. Eure lobesamen Eltern haben den Irrthum zu verantworten!"

Als aber sein Nachbar eine ungeduldige Bewegung machte, fügte er zur Beruhigung hinzu:

„Will Euch nicht zu nahe treten, versteht sich. Euer Arm ist so eisern wie einer, aber Euer Herz ist von Wachs und Immenwaben. Ging mir auch so, als ich so ein Springsinsfeld war, wie Ihr da. Hatte die blutsauberen Dingerchen gern und sah bei ihnen gerade nicht nach dem Stammbaum."

So würde Ritter Gebhard noch weiter geplaudert haben, wenn ihm nicht Hinke in's Wort gefallen wäre.

„Ihr irrt Euch, Ritter, so Ihr hinter meiner Theilnahme für dies arme Geschöpf mehr sucht, als christliches und ritterliches Mitgefühl. Wir hätten die Arme ruhig ihres Weges ziehen lassen sollen."

„Mag sein," entgegnete der Andere. „Ich war von Anfang an gegen das ganze Unternehmen, das ich gerne vereitelt hätte. Aber Geschehenes ist nicht zu ändern, das werdet Ihr wohl einsehen, da Ihr ja für Euer Alter erstaunlich klug zu sein scheint. Es giebt ein erkleckliches Lösegeld; die Juden können's bezahlen."

„Ich mag nichts davon, es ist ein Sündengeld!" gab der Jüngling mit Entrüstung zurück. Dann ritten sie schweigend neben einander her, bis ein Hinderniß auf der sumpfigen Straße sie trennte.

Graf Hinke verabscheute im Grunde des Herzens das Treiben seiner Standesgenossen. Er hatte sich mit Poppo, seinem Spiel- und Waffengenossen, oftmals darüber ausgesprochen, wenn sie vom Stolberger Burgschlosse aus die dichten Jagdgründe durchstreiften. Aber er sowohl, als Poppo waren an den alten Grafen von Wernigerode gefesselt, Letzterer als Sohn und Ersterer als Bewerber um die Hand Helene's. Obwohl aus berühmtem, altem und reichbegütertem Hause stammend, hatte er doch

beim Grafen Dietrich keine besonders herzliche Aufnahme gefunden. Er erschien dem alten Währwolf zu fromm und still, zu schüchtern und nüchtern. Man sah ihm an, daß er nur widerwillig an den tollen Fahrten der Anderen Theil nahm, aus Furcht, es sonst mit dem Vater Helene's zu verderben.

Desto wohlgelittener war er bei Poppo und den Frauen. Gräfin Thekla sah in der Vereinigung ihrer einzigen Tochter mit dem gutgearteten Sprossen derer von Hohenstein einen ihrer Lieblingswünsche und Helene hatte ganz und gar nichts dawider.

Kaum waren die Heimgekehrten mit ihrer reichen Beute in den Schloßhof eingezogen, als sie auch zur Unterbringung der geraubten Schätze schritten. Wagen und Pferde mit ihren Besitzern wurden wieder entlassen, die zum Theil äußerst kostbaren Ladungen aber in den Kellerräumen der festen Zwingburg sorgsam verstaut.

An allen Gliedern bebend, ward Recha aus dem Wagen gehoben und in ein kleines, viereckiges Gemach jenes alten, verwitterten Hauptthurmes geführt, von dessen Zinnen aus die edlen Frauen den davonjagenden Rittern nachgeschaut hatten.

Der Raum, den man ihr zum Aufenthalt oder vielmehr zum Gefängniß angewiesen, lag

fast zu ebener Erde und dicht über dem sogenannten Hundeloch, dem eigentlichen Burgverließ, einem feuchten Kerker, der seit Jahrhunderten schon manchen Insassen aufgenommen und nicht wieder herausgegeben haben sollte.

Das einzige Fenster des Stübchens ging nach Osten hinaus. Hätte man den schweren, eichenen Tisch, der mit rostigen Krampen an dem steinernen Fußboden befestigt war, unter die Gitterstäbe der engen Oeffnung schieben können, um einen Ausblick in's Freie zu erlangen, so hätte man von hier aus die an Abwechselung so reiche Harzlandschaft bis nach Benzingerode, Heimburg und Blankenburg und darüber hinaus bequem übersehen können. Der Thurm selbst stand auf der schroffen Felswand. Dichtes Epheugestrüpp umklammerte sein morsches Gestein, als wollte es das alte Gemäuer von dem drohenden Sturz in die gähnende Tiefe zurückhalten. Just unter dem Fensterlein aber, dem Auge kaum kenntlich, zog sich ein schmaler, ungefähr zwei Fuß breiter Steg um den Thurm herum, so daß ein schwindelfreier Waghals allenfalls hier hätte Fuß fassen können.

Daß Recha nicht in's Burgverließ geworfen ward, hatte sie nicht etwa der Milde Graf Dieter's, sondern der eifrigen Fürsprache Klötze's, Hohenstein's und einiger Anderer zu verdanken.

Poppo aber ward der Obhut seiner Mutter und Schwester übergeben, die, wie wir bereits wissen, in demselben Flügel des Schlosses wohnten, an welchem sich der beschriebene Hauptthurm erhob.

Unter solchen Umständen war das Wiedersehen zwischen Sohn und Mutter, Bruder und Schwester ein halb freudiges, halb schmerzliches, freudig wegen der vorangegangenen langen Trennung, schmerzlich wegen Poppo's Verwundung und vor allen Dingen wegen der Veranlassung, die diesen Unglücksfall herbeigeführt hatte. Was hätte nicht Alles daraus entstehen können! Die Phantasie der beiden Frauen malte sich die möglichen Folgen in so erschreckender Weise aus, daß Poppo's ganze Ueberredungskunst dazu gehörte, um den Unfall im mildesten Lichte darzustellen. An Entschuldigungsgründen für seinen rauhen Vater ließ es der edelmüthige Sohn gewiß nicht fehlen und so gelang es ihm allmählich, die Gemüther seiner Lieben zu beruhigen.

Bei der unausgesetzten, liebevollen Pflege, die er unter den Händen von Mutter und Schwester genoß, war es natürlich, daß Salomon's Voraussetzung eintraf. Er erholte sich in überraschend kurzer Zeit, so daß er bereits am folgenden Tage mit verbundenem Kopfe im Schloßhofe einherwandelte.

Schon in den Kinderjahren, als sich in dem

Knaben das Bewußtsein von dem, was er entbehren mußte, kaum zu bilden anfing, dem mütterlichen Schooße und schwesterlichen Umgange entrissen, hatte sich sein sonst empfängliches Gemüth in dem Strudel des geräuschvollen Burglebens zu Stolberg nicht in dem Grade nach Mutter und Schwester gebangt, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Jetzt aber, wo er sie wiedergesehen und sein liebekrankes und liebesuchendes Herz das ganze Glück des Beisammenseins mit den Seinen empfand, fühlte er, wie schwer es ihm werden würde, demselben einst wieder zu entsagen. Die heißen Wünsche, die kühnen Pläne und übermenschlich harten Gedanken, die damals sein Hirn durchzuckten, als er zu Füßen des Portugiesen saß und seinen wunderbaren Erzählungen lauschte, während all' sein Sinnen und Trachten sich in dem einen Entschluß zusammendrängte, die schöne Jüdin zur Seinen zu machen — alles das umgaukelte seine Sinne nur noch wie ein himmlisch schönes Mährchen, wie es wohl die heimkehrenden Kreuzfahrer dem lauschenden Kreise der Jugend zu erzählen pflegten, wie eine Sage aus dem wunderreichen Orient voll tausendfarbigem Schimmer und hundertfach berauschenden Wohldüften.

Er zweifelte fast an der Wirklichkeit des Erlebten. Und doch liebte er sie, die ihn mit den

dunklen Augensternen angeblitzt und in seinem Innern die verzehrende Gluth angefacht hatte.

Aber was war aus ihr geworden, von der er den Frauen so Wunderbares mitgetheilt hatte, ohne jedoch sein Geheimniß ihnen völlig zu entdecken? Wohl hatten Mutter und Schwester den Kopf geschüttelt, wenn er mit Enthusiasmus von der schönen Jüdin sprach, aber sie hatten hinter dieser jugendlichen Begeisterung nichts geahnt, was ihnen bedenklich erscheinen konnte. Kannten sie doch sein für alles Gute, Edle und Schöne leicht entzündliches Herz!

Erst am Morgen nach seiner Ankunft im Schlosse hatte er von Beppo die Nachricht von Recha's Gefangenschaft und Aufenthalt im Thurmzimmer erhalten. Seine Aufregung überstieg alle Grenzen. Zorn und Jubel rangen in ihm um die Oberhand. Die Arme schmachtend im Gefängniß, losgerissen von Vater und Bruder, von allem, was ihr lieb und theuer war! Und dann wieder die Vorstellung, ihr so nahe zu sein, ihr, die seine geheimsten Gedanken erfüllte! Er wußte erst nicht, ob er lachen oder weinen solle und that beides in einem Athem.

Beppo hielt seinen juugen Herrn beinahe für närrisch. Als er ihn aber bedeutete, daß Graf Dieter über diesen Punkt sämmtlichen Bewohnern des Schlosses unverbrüchliches Stillschweigen an-

befohlen habe, da übermannte den Jüngling blinde Wuth.

„Nein," rief er und schaute den unschuldigen Knappen so ingrimmig an, daß dieser sich vor ihm fürchtete, „nein und abermals nein! Das kann ich nicht dulden! Ich muß zum Vater und ihm sein Unrecht vorstellen. Kerker? Recha im Kerker, die zarte, schuldlose Blume? Er muß sie wieder losgeben, heute noch! Ich werde sie zu den Ihrigen geleiten und den Beraubten ihr Eigenthum wiederbringen. Er muß!"

Mit diesen Worten stürmte er von dannen, die Treppen hinab nach dem Hofe hinaus, um in den anderen Flügel der Burg zu gelangen, in welchem der Graf sein Wesen trieb. Sein Kopf schmerzte ihn und die Adern klopften an der Wunde, wie ein Hammer.

Beppo, der ein Unglück fürchtete, keuchte dem Davoneilenden nach, um ihn von unüberlegten Schritten abzuhalten. Der Zufall kam ihm zu Hülfe. Graf Dieter war mit Tagesanbruch sammt den Gästen und bestberittenen Knechten auf einen neuen Streifzug ausgerückt. Augenscheinlich hatten ihm Spione gute Kunde gebracht, und der Unverwüstliche ließ sich selbst nach eben überstandenen Strapazen einen fetten Bissen nicht gern entgehen.

Es war ein Glück für Vater und Sohn,

daß sie in diesem Augenblicke nicht aufeinandertrafen. Das heiße, leidenschaftliche Blut der Wernigerode's hätte nichts Gutes verheißen. Jetzt, wo er einigermaßen sich gesammelt, fiel dem entrüsteten Poppo Recha's traurige Lage wieder ein. Er mußte die Gefangene sehen, ihr Trost einsprechen und Hoffnung auf baldige Befreiung machen.

Aber wie zu ihr gelangen? Der Graf hatte den einen Schlüssel zum bewußten Thurmzimmer mit sich genommen, den anderen hatte Kuno in Verwahrsam, der überhaupt neben dem Dienste eines Kellermeisters auch den des Kerkermeisters zu verrichten hatte.

Die Wahl war keine so übele. Kuno war einestheils ein Muster von Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit bei allem, was ihm oblag, anderntheils aber zugleich ein gutmüthiger, gemüthlicher Kauz, dem es gar nicht einfiel, seine Gefangenen — das Zimmer war selten unbesetzt geblieben — unnöthigerweise zu quälen. Da er aber instruirt war und mit seinem Kopfe dem Alten dafür haften sollte — das hatte dieser bei'm Abreiten unter gräßlichen Flüchen ihm zugerufen, daß Niemand außer ihm das Gefängniß betrete — so war es eine harte Nuß, zu errathen, wie man zu dem Schlüssel kommen könne. Allein der schlaue Beppo knackte die steinige Schale,

trotz dem besten Nußknacker. Er wußte in Kuno's vier Pfählen genauen Bescheid und holte flugs den Schlüssel aus sicherem Versteck hervor.

Während Beppo draußen auf der ausgetretenen Steintreppe des Thurmes Wache hielt, steckte Poppo den Schlüssel in das große Vorlegeschloß der Kerkerthüre und öffnete das rostige Eisengehäuse. Mit Windeseile ward auch der letzte Querriegel zurückgeschoben und im nächsten Momente drang der Jüngling mit hochklopfender Brust in das Heiligthum.

Trotz des Tageslichtes sah er anfänglich nichts. War es die düstere Dämmerung, die in der mit einem nur kleinen Gitterfenster versehenen Klause herrschte, oder die übergroße Aufregung, die ihn blind machte, genug, er gewahrte erst nach einer Weile eine in dem dunkelsten Winkel zusammengekauerte Gestalt, die kein Lebenszeichen von sich zu geben schien.

Er näherte sich ihr und bemerkte, daß sie schlief. Die Aufregung der letzten Tage, verbunden mit den Nachtwachen am Lager Gideon's und endlich der Marsch und Transport, während dessen sie kein Auge geschlossen, hatten das zarte Wesen erschöpft. Die Natur forderte gebieterisch ihr Recht und legte die Entkräftete dem stärkenden Traumgotte in die Arme.

So fand sie Poppo, ihr edelmüthiger Be-

schützer. Er wagte den Schlummer der Holdseligen nicht zu stören und ließ sich leise auf der einzigen Pritschbank nieder, die ihr gegenüber in der feuchten Wand festgemauert war. Vor ihm stand der Eichentisch. Er lehnte den Ellenbogen darauf und versenkte sich in den Anblick der schönen, im Schlafe der Vergessenheit befangenen Maid.

Nach und nach gewöhnte sich sein Auge an das Zwielicht. Er erkannte genau jeden im Zimmer befindlichen Gegenstand, die in die Mauer eingelassenen Ringe und Ketten, den Krug mit Wasser und das Stück Brod mit Salz, das unberührt auf dem Tische lag, die Flecken auf dem durchlöcherten Estrich, an welche sich schauerliche, ihm noch aus der Kindheit erinnerliche Sagen von Zerwürfnissen zwischen Vater und Sohn, Bruder und Bruder knüpften, sogar die Spinnweben in den Ecken und das modernde Stroh, auf welchem die Schläferin sich gebettet hatte, während sie den Kopf rückwärts gegen die schlüpfrige Wand lehnte.

Jetzt schien Recha's Schlaf unruhig zu werden. Schwere Träume mochten sie beklemmen. Poppo's Sehkraft verdoppelte sich. Er sah, wie die frischen Lippen sich bewußtlos regten und horchte auf.

„Vater!" lallte sie.

Das Weitere verstand er nicht. Es klang zu undeutlich. Dann glaubte er den Aufruf: „Gideon, mein Bruder!“ und endlich sogar seinen eigenen Namen aus ihrem Munde zu vernehmen. Das Blut stieg ihm zu Häupten, die Schläfe klopften fieberhaft, es durchrieselte ihn ein heißer, glühender Strom, der ihm zum Herzen drang und von da sich in Kopf, Leib und Glieder ergoß. „Poppo!“ wie klang das von ihren Lippen, die ihn bisher nicht anders, als bei seinem gräflichen Titel genannt.

Draußen ging Beppo mit gemessenen Schritten auf und ab. Die Gefangene aber zuckte zusammen, wie wenn sie von einem Sturze träume, den sie von steiler Höhe in den Abgrund gethan. Die schwarzen langen Wimpern hoben sich und ließen die dunklen, blitzenden Augensterne frei.

Verwundert schaute sie umher, als wisse sie nicht, wo sie sei. Endlich schien sie sich des Geschehenen zu entsinnen und seufzte tief auf.

Mehrmals sah sie über ihn hinweg, als sei er ein Stück blaue Luft und nichts weiter. Zuletzt aber starrte sie ihn an, als glaube sie eine Erscheinung vor sich zu haben und stieß einen gellenden Schrei aus.

Poppo sprang in die Höhe und suchte sie zu beschwichtigen. Es war das nicht so leicht, denn

die Arme war ja über alles, was vorgefallen, noch völlig im Unklaren.

Mit Beredtsamkeit und Schonung sprach er von der That seines Vaters und versprach ihr, sie bald wieder in die Arme Salomon's und Gideon's zurückzuführen. Es gelang ihm nach und nach vollständig, das scheue Reh zu ermuthigen.

Während seiner lebhaften Erzählung verwandte die Jungfrau kein Auge von ihm. Sie betrachtete ängstlich das weiße Linnentuch, das er um den Kopf gewunden trug, als wolle sie die Wunde mit ihren Blicken sondiren.

„Ihr seid verwundet, Graf. Wie geschah das? Ist die Wunde tief und schmerzhaft? Wer schlug sie Euch? Sprecht!"

Mitten in der Fluth von Fragen streifte sie ihm die Binde von der Stirn und erschrak, als sie die vielen zum Theil blutigen Heftpflaster gewahrte, die den kurzgeschorenen Scheitel bedeckten. Schämig und zaghaft rückte sie einige Leinwandstreifen zurecht und legte ihm die Binde wieder um's gesenkte Haupt.

„Eine Schramme, ein unbedeutender Ritz, liebe Recha, nichts weiter," sprach er, „eine Verletzung, die ich in jener Nacht im Dunkeln erhielt. Es hat nichts auf sich."

Die Jüdin schien sich zu beruhigen, obwohl

sie vermuthen mochte, er habe ihr vielleicht nicht ganz reinen Wein eingeschenkt. Indessen war sie viel zu schüchtern, um mit ferneren Fragen in ihn zu dringen. Der Jüngling brachte sie auch bald auf andere Gedanken. Sie sprachen von ihrer hoffentlich baldigen Freigebung und Heimkehr nach Magdeburg, von dem frohen Wiedersehen und was die Herzen der Menschen in so seltener Lage mächtig bewegt. Aber von dem, was sie halb unbewußt an einander fesselte, von dem wunderbaren Hämmern und Pochen, Weben und Wogen in ihres Busens tiefstem Heiligthume, davon redeten die Lippen kein Wörtlein.

Wie sollten sie auch? Sie waren Beide blutjung und unerfahren, in einem Alter und in so außergewöhnlichen Verhältnissen, wo der Verstand dem Gefühl und das Gefühl der allgewaltigen Phantasie untergeordnet ist, wo die überschwengliche Einbildungskraft das Unmögliche als möglich erscheinen läßt und die unerreichbarsten Wünsche in Genien der Hoffnung umwandelt, deren glänzendes Lichtgewand und süßduftender Odem ihnen das Herz berauscht. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, die Drei verschwimmen dann in Eines, in ein stürmisch aufgewühltes Meer zusammen, auf dessen Wellen das Lebensschiff um des Daseins Augenblicke kämpft, unbekümmert, ob es den Hafen der glück-

lichen Zukunft erreichen werde, und mit aller Macht nur dahinstrebend, sich über dem Wasser zu erhalten.

So saßen die Zwei beisammen. Sie würden noch lange so fortgeplaudert haben, wenn nicht Beppo plötzlich an die Thür gepocht hätte.

„Was giebt's, Beppo?"

„Kuno kommt über den Schloßhof, schnell, junger Herr, hurtig! Es ist Mittagszeit; er wird nach dem Schlüssel suchen, um der Gefangenen die Mahlzeit zu bringen! Flink heraus!"

In Eile erhob sich Poppo. Ein Händedruck und hinaus war er. Vorhängeschloß und Riegel waren bald in Ordnung und nicht lange darauf lag Kuno's Schlüssel auf dem gewohnten Platz.

Als Kuno mit dampfender Schüssel in den eben von Poppo verlassenen Raum trat, fand er Recha wider Erwarten heiter und freundlich. Der gute Mann freute sich darob um so mehr, als er diese günstige Veränderung im Benehmen seiner „Kleinen", wie er sie nannte, seiner eigenen guten Behandlung zuschrieb.

Sein Irrthum war verzeihlich. Er war in der That nicht der Mann, der seine Opfer peinigte und durfte sich rühmen, in der Regel das Vertrauen seiner Schützlinge erworben zu haben.

Bei Recha hatte er absichtlich oder unwillkürlich — genau läßt sich's nicht entscheiden — noch gelindere Saiten aufgezogen. Er dämpfte, wenn er mit ihr sprach, seine vom häufigen Weingenuß verdorbene, knarrende Baßstimme und ging mit ihr schier wie mit einem Kinde um, das sich im Walde verirrte und das wir mit nach Hause nehmen, um ihm bis zur Auffindung der Eltern Speise und Obdach zu gewähren.

„Nicht wahr, mein Kind," schmunzelte er, „es ist hier nicht so schlimm, als es anfänglich aussah? Du bist doch schwerlich an viel besseren Aufenthalt gewöhnt gewesen, und hier soll es mit der Zeit auch lustiger werden. Laß mich nur machen!"

Also schwatzend, setzte er die Schüssel auf den massiven Tisch, zog sein Sacktuch hervor, um sich den Schweiß von der Stirn und den Staub von der Tafel zu wischen, und langte endlich einen großen Holzlöffel aus den Nestelschleifen seines Lederwamses hervor. Alsbald kam auch ein frisches Stück Brod aus der bauschigen Kellerschürze zum Vorschein. Löffel und Brod legte der Mann zierlich neben die Schüssel mit dem dampfenden Inhalt.

„Es ist Bohnensuppe, mein Schatz, mit saftigem Schnitt Rindfleisch!" erklärte er gutmüthig und machte eine einladende Geberde. „Setze

Dich her, mein Püppchen, und thue, als wärest Du daheim in der verräucherten Hütte zwischen krausköpfigen Jungen und langbärtigen Alten und ließest Dir schmecken, was Großmutter gekocht hat."

Als aber Recha keine Anstalten machte, aus ihrem Winkel hervorzukommen, trat er mit freundlicher Derbheit auf sie zu und hob sie wie ein Kind in die Höhe.

„Komm' nur, mein Täubchen. Vor Kuno braucht sich Keiner zu fürchten!" sagte er und setzte das schöne Mädchen auf die Bank nieder.

Recha, anfangs durch das energische Vorgehen ihres drolligen Gefangenwärters erschreckt, mußte doch lächeln, als dieser mit dem Löffel die Brühe umrührte und mit vollen Backen kühl zu blasen suchte. Er kam ihr nicht mehr wie ein Kerkermeister, sondern wie einer der sonderbaren, gutherzigen Kobolde vor, die nach den Ammenmährchen in verfallenen Burgruinen hausen und erschöpfte Wanderer mit kärglicher, aber gern gebotener Kost zu erquicken pflegen.

Er gab ihr den Löffel in die Hand. Recha verspürte keine Eßlust, aber aus Dankbarkeit für so viel unerwartete väterliche Zutraulichkeit versuchte sie zu essen.

„Schmeckt's? Nicht wahr? Hab' auch das Beste für Dich abgeschöpft. Bin selber in der

Küche gewesen und habe das leckerste Stück für Dich ausgesucht. Du bist zu rund und handlich, um hier zu hungern. Es wär' schade um Deine drallen Aermchen und rothen Wangen, wenn sie bei uns abmagern sollten. Es wär' jammerschade d'rum."

So plaudernd ging er zum Strohsack und warf ihn vor die Thür, um einen besseren mit frischem Inhalt zu holen. Nach kurzen Minuten kam er wieder mit wollener Decke und Reisbesen. Er breitete den neuen Strohsack aus, nachdem er den Winkel erst rein gefegt, deckte die warme Hülle darüber und säuberte den verwahrlosten Estrich.

Nur die Spinnweben ließ er unversehrt. Ein echter Kerkermeister stört die Spinnen nicht. Es ist ein uralter Brauch. Die fleißigen Thierchen sollen die Gefangenen am Entweichen hindern und bringen ihnen Kurzweil während der einsamen Haft und baldige Erlösung. So sagt der Aberglaube.

Kuno war überhaupt ein abergläubischer und was für die damalige Zeit fast dasselbe sagen will, ein frommer Christ. Er hatte vielfachen Verkehr mit dem Kaplan und Beichtvater, dem Pater Ambrosius. Dieser, ein strenggläubiger, eifriger Katholik, wohnte im Kloster unten, am Fuße des Berges, wo sich die Stadt Wernige-

rode mit ihren winkeligen Straßen bis an den Tannenwald hinzog.

Pater Ambrosius war im Schlosse gern gesehen, zumal bei den religiösen Frauen, der Gräfin und ihrer Tochter. Als Beichtiger war er in alle Geheimnisse eingeweiht und übte sogar auf den verwilderten Grafen Dieter einen gewissen bescheidenen Einfluß, den er oft klug genug zu benutzen wußte.

Es versteht sich von selbst, daß der Pater kein Verächter der Tafelfreuden war und namentlich das edle Blut der Reben nicht verschmähte; wie hätte er denn auch sonst mit dem wackeren Kellermeister auf so vertrautem Fuße leben können? So hatten denn die Beiden gar manche liebe lange Nacht vor dem Spundloche zugebracht und mit Gesprächen ausgefüllt, die aus jenem wunderlichen Gemisch von Salbung, derbem Scherz, Biedersinn und Pfiffigkeit zusammengesetzt waren, ohne doch in rohe Gemeinheit auszuarten.

Der Pater war, wie die meisten seiner Ordensbrüder, Zelot und fand seinen höchsten Stolz, seine Lebensaufgabe darin, Ungläubige zu bekehren. Um diesem Drange zu genügen, war er in seinen jungen Jahren nach Osten gewandert und hatte im Lande des Deutschen Ordens manch' heidnisches Herz für die christliche Lehre

gewonnen. Als aber seine Kräfte abnahmen, war er wieder in seine Vaterstadt, in die bergige Heimath zurückgepilgert, um an derselben Stätte, wo er das Licht der Welt erblickt, auch seine Tage zu beschließen.

Zu diesem frommen Manne begab sich der Kellermeister, als er die Klause im alten Thurme in behaglicheren Zustand versetzt hatte. Seitdem er das blühend schöne, unschuldige und schüchterne Wesen, dessen Obhut ihm das Schicksal anvertraut, in unmittelbarer Nähe kennen gelernt, hatte sich seiner eine ganz sonderbare Stimmung bemächtigt. Er wußte, daß Recha jenem verlassenen Volksstamme angehörte, den er von jeher mit den Thieren des Waldes fast in eine Linie zu stellen gewohnt war. Daß es aber so liebliche Geschöpfe, solche Meisterwerke der Natur unter den Kindern Israels geben konnte, so hold, so rein und schön, das war ihm bisher noch nie in den Sinn gekommen. Er hielt Recha für die Zeit und Ewigkeit verloren, wenn es ihm nicht glücken würde, sie aus dem Schlamme des Judenthums heraus an das rettende Ufer des felsenfesten gläubigen Christenthums herüberzuziehen.

Der gute Mann hegte außerdem so seine Gedanken. Er war nie verheirathet gewesen, es hatte sich so gefügt in seinem Leben, und er

hatte sich darein gefunden. Nichtsdestoweniger war ihm doch eine gewisse Leere, ein ungestilltes Sehnen fühlbar geworden. Er hätte sich gern an ein unbehülfliches, kindliches Geschöpf Gottes angeschlossen, dem er alle seine väterliche Zärtlichkeit zuwenden konnte. Noch war es nicht Licht in seinem Kopfe, aber es dämmerte aus der Tiefe seiner unverstandenen Sehnsucht doch der nebelhafte Gedanke herauf:

„Wie schön wär' es, alter Kuno, wenn Du solch' ein Töchterlein besäßest?"

Er trollte also, so gut es sein Speckwanst gestattete, den Abhang hinab und schlug schnurstracks den Weg zum grauen Kloster ein. Mit der Oertlichkeit vertraut, ließ er das verschlossene Portal zur Linken liegen und wandte sich zu einer Pforte, die fast gänzlich durch überhängende Hollunderzweige den Blicken entzogen war. Sie stand wie gewöhnlich offen, und der Kellermeister trat in einen von hohen Mauern umgebenen, trefflich gepflegten Obst- und Blumengarten. Mit Kennermiene betrachtete er flüchtig den an schlanken Spalieren gezogenen Wein, dessen kräftiger Ausschlag auf ein gutes Jahr schließen zu lassen schien, und hielt nach einigen Schritten vor einem kapellenartig gebauten Gartenhäuschen, dem Asyle des Pater Ambrosii.

Er fand den Gesuchten eben damit beschäf-

tigt, den Epheu, der an der Kapellenwand von außen emporrankte, zu binden und zu beschneiden, und diesem Umstande war es auch lediglich zuzuschreiben, daß der Pater den Ankömmling nicht alsogleich bemerkte.

Erst als Kuno mit dem wohlbekannten Stentorbaß dem Pater seinen Gruß entbot, drehte dieser sich erfreut nach ihm um und rief:

„Salve, salve! Sei mir herzlich gegrüßt, mein Freund! Woher schon zur mittäglichen Stunde?"

„Vom Schloß, ehrwürdiger Pater. Ihr wißt doch schon?"

„Quid cognoverim? Was soll ich wissen? Ist's ein Beichtgeheimniß, Kuno?"

„Nein, das nicht. Aber etwas, was ich eigentlich Niemanden mittheilen soll —"

„Mich natürlich ausgenommen. Peccastine, mi fili? Hast Du etwas auf dem Herzen?"

Der plauderhafte Kuno spann nun sein Garn von der Haspel, so daß der gute Pater von der Aussicht, eine Jüdin bekehren zu können, ganz entzückt ward.

„Gratiam et pacem in Christo! Gnad' und Fried' in Christo!" rief er vergnügt und klatschte in die rundlichen Hände. „Hab' ich doch manche heidnische Seele in den polnischen Steppen gerettet, und jetzt nach zehnjähriger Ruhe wird

mir vom Herrn die Gnade, in majorem dei gloriam auch einen Juden auf den Weg des Heiles zu führen! Gloria, gloria, in excelsis deo!"

Also jubelte der Mönch. Er hielt die Sache in seinem Glaubenseifer für schon abgemacht und verlangte unverzüglich zu seiner zukünftigen Proselytin geführt zu werden. Indessen dazu sah sich denn doch der gewissenhafte Kuno nicht ermächtigt, und so mußte sich der bekehrungssüchtige Kaplan schon bis zur Rückkehr Graf Dieter's gedulden, um bei ihm sein gottgefälliges Anliegen anzubringen.

„Vale, mi fili, pax tecum in domino Christo! Frieden sei mit Dir, mein Sohn, lebe wohl!" rief er dem mit erleichterten Herzen davon Eilenden nach.

Er sah sich im Geiste schon als Hirten, der dem Herrn ein verlorenes Schaf zuführte.

Arme Recha! Du ahnst nicht, wie vieler und verschiedener Wünsche Gegenstand Du geworden! Der Pater will Dich bekehren, der Kellermeister die Bekehrte an Kindes Statt annehmen, Gideon Dich heimführen in die goldenen Berge von Traz os Montes, und der bekümmerte Vater Dich wieder an's warme Herz drücken. Und Poppo und Graf Dietrich? Was wollen sie mit Dir, der aus warmer Sommer-

nacht in den stürmischen Wintertag versetzten Purpurrose, die ihre duftreichen Blüthenblätter sinken läßt, sobald sie ein rauher Luftzug trifft? Was wird Dein Schicksal sein in diesem hohen Felsenneft, wo Adler horsten und Geier, wo der junge Aar sich dem grausamen Angriffe des alten Stoßvogels widersetzt und Dich mit den kaum ausgewachsenen Fittichen gegen den hackenden Schnabel des Unholds zu schirmen sucht? —

Doch weiter! —

Als Poppo die schöne Gefangene verließ, loderte in seinem Herzen wieder die unheimlich düstere Gluth auf, die ihn in jener Nacht unter Salomon's Zeltdache verzehrte und so verzweifelte Entschlüsse in ihm reifen ließ. Jetzt drehte sich gleichsam alles wieder um ihn im Kreise herum, ihn schwindelte und der wunde Kopf fing wieder zu schmerzen an.

Der Graf war noch nicht wieder zurück von seinem Streifzuge, und Poppo verfügte sich zu Mutter und Schwester, die, als sie seine auffallende Bläſſe bemerkten, sich liebevoll um ihn bemühten. Sie untersuchten den Verband und zwangen ihn, sich zu ihnen im Lehnstuhle niederzulassen, um den ganzen Tag über bei ihnen zu bleiben.

Während des Mittagsmahles, das in dem Wohngemache der Frauen aufgetragen ward —

es nahmen nur die drei Personen daran Theil, da Graf Dieter auch sämmtliche Gäste mit sich davongeführt hatte und die Dienerschaft, wie gewöhnlich, im Knappensaale speiste — brachte Poppo wieder die Rede auf die Gefangene, von deren Anwesenheit im Thurme die Frauen nichts wußten.

Mutter und Tochter waren begierig, die schöne Unbekannte zu sehen, nicht aus bloßer Neugierde, sondern von dem ächt weiblichen Mitleiden, dem Drange, der Unglücklichen Trost und Erleichterung zu spenden, zu diesem Wunsche bewogen. Da sie aber den Zorn des abwesenden Burgherrn fürchteten, so hätten sie sich zu einem Besuche des Thurmzimmers schwerlich bereden lassen, wenn nicht Poppo ihnen hoch und theuer versichert hätte, es sei dabei durchaus keine Gefahr; er wolle die Sache schon schlau genug einfädeln, so daß weder Kuno, noch sonst Jemand, am allerwenigsten der strenge Vater Unrath wittern sollten. Er wies zu diesem Ende den schlauen Beppo an, Meister Kuno und Jost — die beiden waren die Gefährlichsten — im Keller zu einer Würfelpartie zu überreden und die Zwei so lange in dem Reiche unter der Erde durch Wein, Spiel und Gesang zu fesseln, bis ihm das verabredete Zeichen gegeben werden würde.

Gesagt gethan. Der treue Knappe erinnerte seinen Ohm an die einstmals versprochenen drei Flaschen fränkischen Herrenweines und schlug ihm vor, dieselben auszuspielen. Der gutmüthige Kellermeister, der sich keines Argen versah, ging bereitwillig auf den kapitalen Gedanken ein, und so fanden wir Eingangs dieses Kapitels die drei Kumpane im unterirdischen Gebiete des Traubengottes um die umgestülpte Malvasiertonne versammelt.

Inzwischen führte Poppo die Frauen, wie verabredet, mittelst des wieder von Beppo heimlich entwendeten Schlüssels in Recha's stille Klause.

Man erlasse uns, die seltsame Zusammenkunft zu schildern. Sie wäre allerdings für einen Maler ein wirkungsreiches Motiv gewesen, diese vom Vesperlichte des Lenznachmittages nothdürftig erleuchtete Zelle — mit den drei herrlichen Frauengestalten, zwischen denen der freude- und hoffnungstrahlende Jüngling stand.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß selbst das schüchternste Weib in Gegenwart anderer ihres Geschlechts an Zuversicht und Selbstvertrauen gewinnt. So geschah es auch mit Recha. Sie antwortete auf alle Fragen, die die Burgfrau an sie richtete, mit jener herzgewinnenden Offenheit und jener melodisch reinen Stimme, die uns unwiderstehlich an den Sprecher fesseln.

Als sie die vornehmen Frauen eintreten sah, erhob sie sich instinktmäßig von der harten Ruhestätte und ging ihnen einen Schritt entgegen Sie that das mit unverhohlenem Erstaunen und dabei doch mit dem feinen natürlichen Anstande, der alle ihre Bewegungen auszeichnete.

Als sie aber im Laufe des Gespräches erfuhr, sie sehe die Mutter und Schwester Poppo's vor sich, da ging ihr vollends das Herz auf. Ihr schönes Antlitz erhielt seine bezaubernde Frische und blendende Farbenpracht wieder, und die üppig geschwungenen Lippen wußten gar anmuthig zu lächeln, wenn sie die Augen von Einem zum Andern schweifen ließ, als wollte sie die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der drei Blutsverwandten genau in sich aufnehmen.

Und wenn dann Poppo ein Wörtchen mit in die Unterhaltung warf und sie ihm dann halb zagend, halb vertraulich Antwort gab, indeß die Augen ihn mit dem glänzendsten Feuer der Freude anstrahlten, dann sahen die beiden Edelfrauen wohl unwillkürlich den jungen Grafen an, als wollten sie die Wirkung dieser hinreißenden Blicke an ihm ergründen.

Wie viel bescheidener und dennoch schön erschienen die deutschen Rosen neben der glühenden fremdartigen Blume! Die Burgfrau, noch immer in dem Alter, wo das, was geblieben,

auf die einstige Fülle der Reize schließen läßt, glich noch nicht einer wirklichen Ruine, durch deren verfallene Fenster man die blaue Luft, die wogenden Baumwipfel und grüne Natur erblickt, sondern einem edlen, noch wohlerhaltenen Gebäude, dessen reiner Styl durch angelegte Stützen und störende Strebepfeiler noch nicht verfälscht worden. Ihre dunkle Haarfarbe mit dem braunen Augenpaare stimmten harmonisch zu der dunkeln Haut und bildeten zugleich einen wohlthuenden Gegensatz zu Helene's blondem Haarschmuck. Die Geschwister zeigten überdies eine auffallende Aehnlichkeit in Gesichtszügen, Farbe, Haltung und Körperbau. Hoch, schlank, trotz aller Zartheit kräftig und ausdauernd, erschienen sie als die echten Sprossen einer niederdeutschen Adelsfamilie, als Originale zu den eigenthümlich anheimelnden Bildnissen, die wir in verstaubten Ahnensälen und Raritätenkabinetten, in Galerien und Privatsammlungen täglich antreffen.

Bereits eine volle Stunde mochten die Vier sich den Eindrücken ihrer Bekanntschaft hingegeben haben, als die besonnene Burgfrau sich plötzlich daran erinnerte, es möge an der Zeit sein, in aller Stille aufzubrechen. Sie hatte Recht, denn die Zechbrüder da unten hatten den Stoff schon längst bis auf die Neige geleert, so daß Beppo in peinlichster Verlegenheit alle

möglichen Schnurren hervorsuchen mußte, um den pflichtgetreuen Kellermeister an sich zu fesseln. Es war schon gegen fünf Uhr. Das bewies der am Kellerloch über die Eisengitterstäbe hingeglittene Sonnenschein. Das Kellerloch war Kuno's altgediente, unwandelbar richtige Sonnenuhr. Sie sagte ihm, er habe jetzt im Thurmzimmer den ihm liebgewordenen Wärterdienst zu erfüllen. „Seine Kleine" mußte doch frischen Labetrunk und Imbiß haben!

„Genug der Faxen, Beppo! Wir sind schon lange zu Rande und oben hab' ich zu thun!" rief er etwas unwirsch und sprang von seinem Göttersitz, dem dickbauchigen Weinfasse, herab.

Ehe Beppo ihn noch halten konnte, war er die schlüpfrige Falltreppe hinaufgeklettert. In seinem Kämmerlein fand er den Schlüssel nicht vor, mochte er auch Alles auf den Kopf stellen, was nicht gerade niet- und nagelfest war.

„Hab' ich den Schlüssel vielleicht stecken lassen oder ihn gar bei mir behalten und ihn im Keller oder sonst wo verloren?" dachte der Bestürzte bei sich und keuchte zum Keller zurück.

Natürlich war von dem, was er suchte, keine Spur zu sehen, obwohl er jedes Faß, jeden Kübel, jeden Bottich, jede Bank umwarf und in Ecken nachstöberte, in die er vielleicht Jahre lang nicht gekommen.

Glücklicher Weise hatten die Frauen schon das Gefängniß verlassen und Beppo den Schlüssel von seinem Gebieter erhalten, als er dem davoneilenden Kellermeister nachstürmte. Ehe noch dieser zum zweiten Male in sein Wohngelaß zurückkehrte, lag das unheilvolle Instrument an gewohnter Stelle, und Beppo suchte das Freie zu gewinnen.

Auf der Schwelle stießen Oheim und Neffe auf einander. Ersterer hätte den Letzteren fast zu Boden gerannt, und ihre Nasen waren bei der Gelegenheit nicht eben sanft in Berührung gekommen.

„Zum Kukuk, Onkel," polterte Beppo, während er sein edles Geruchsorgan mit dem Zeigefinger rieb, „konntest Du nicht: „Vorgesehen!" rufen, ehe Du mir das Nasenbein zertrümmertest? Du scheinst verdammte Eile zu haben!"

„Gewiß hab' ich das, ganz verwünschte Eile!" brummte der Kellermeister.

Und er begann noch einmal seine eigene Haussuchung.

„Daß Dich — alle Hagel, da ist er ja, der Schlüssel! Himmeltausendsackerment! was bin ich für ein blinder Hase geworden! Da liegt er ja, der Schwerenöther, groß und breit, wie ihn der liebe Gott oder Meister Schmied geschaffen hat. Alter Knabe," fuhr er fort, „Du wirst allgemach

alt und kannst nicht mehr den Kirchthurm von einer Krähe unterscheiden. Oder halt!" — hier legte er bedächtig den Finger an die violette Nase — „oder der verflixte Junge, der Beppo, hat mir den Streich gespielt! Was hatte er denn auch hier zu suchen, der Tausendsassa? Sonst kommt er doch nur alle Jubeljahr einmal zu mir? Hm! hm! sieh' Dich vor, alter Brummbär, daß Dir der Sausewind nicht eine Nase dreht, gestoßen hat er sie Dir schon. Ei, ei, hm! immer hübsch vorgesehen, er hat Recht!"

Also dachte der gute Oheim bei sich, während die Lippen seine Gedanken unwillkürlich nachsprachen.

Wie viele Redselige, pflegte auch er laut zu denken.

Den irdenen Krug mit frischem Quellwasser in der Hand, trollte er tiefsinnig über den Schloßhof nach dem Thurmflügel hin, um für seine „Kleine" zu sorgen.

Zehntes Kapitel.

Die Katastrophe.

Mehrere Tage waren in dieser Weise verflossen, ohne daß Graf Dieter von seinem Fangzuge heimgekehrt wäre. Auf der Felsenburg erfüllte inzwischen Jeder seine Obliegenheiten, am pünktlichsten Kuno, der Kellermeister. Den Schlüssel hatte er wohlweislich nicht wieder abgelegt, sondern stets bei sich unter Lederschürze und Wams im Koller getragen, eine Vorsicht, die Beppo und vor Allen den armen Poppo zur Verzweiflung brachte. Wie nun zum Thurmgemach gelangen? Die Kunst, Wachsabdrücke zu nehmen und danach die Nachschlüssel zu fertigen, war dazumal noch nicht erfunden, und die Theorie der Dietriche, deren Praxis heutzutage Tausende von feinen Herren standesmäßig ernährt, lag wegen der Konstruktion der Schlösser noch in der Kindheit. Unsere Urväter waren doch trotz mancher Rauheiten recht unschuldige Leute! Da legte

sich Poppo auf's Bitten, doch der sonst so willfährige Mann blieb unerweichbar, sogar der beredte Pater Ambrosius erreichte in diesem Punkte nichts von seinem Beichtkinde und Zechgenossen, als die Vertröstung auf die baldige Ankunft des Burgherrn.

Da — es war just ein wunderbar schöner Aprilmorgen, die Lerchen sangen in Feld und Busch, einige Frühschmetterlinge flatterten zwischen den Wiesenblumen umher und saugten den kärglichen Honig aus den Kelchen, und ringsum schwirrte es und trillerte wie mit Millionen Stimmchen, als freue sich Mensch und Thier, Berg und Thal, Wald und Flur, Stein und Bach, Blum' und Gras, ja Mücke und Fliege ihres Daseins, ein solcher lichter, freundlich frischer Aprilmorgen war's — da schmetterten die Drommeten den Burgfelsen herauf, und ein langer Wagentransport klomm die Anhöhe hinan, auf dessen Rücken das feste Raubschloß lag.

Mit einem Hussa rasselte die Zugbrücke nieder, und mit einem Hussa sprengte ein bärtiger Eisenreiter darüber hin in den Burghof hinein, daß die Spatzen erschreckt die verschütteten Haferkörner vor dem Pferdestalle im Stich ließen und zwitschernd auf die Dachfirste der Wirthschaftsgebäude flogen.

„Der Graf!" rief Kuno und wackelte die

Terrassentreppe hinab, dem Herrn zum Willkomm entgegen.

„Der Graf!" jauchzte der Burgvogt, während er das Schlüsselbund in der Faust hielt, um es nach Sitte und Brauch dem Burgherrn zu übergeben.

„Der Graf ist da!" schrieen endlich die faulen Knechte, Köche und Hundejungen, Jäger und Dirnen, die aus ihren Verstecken hervorkrochen, um sich dem „gestrengen Gnädigen" zu zeigen.

Ehe noch der schweißtriefende Kellermeister, der als der Erste auf dem Rasenplatze unten ankam, ihm den Steigbügel halten konnte, stand Graf Dieter bereits stramm auf den Beinen.

„Hol' Euch der Henker, Euch faules Gesindel!" fluchte er höchst übel gelaunt, indeß er einem Stallburschen die Zügel zuwarf. „Das legt immer erst den Bolzen auf, wenn der Hirsch schon geschossen ist! Sorge mir für den Schweißfuchs, Jost, oder, beim Teufel, ich zerbreche Dir alle Knochen am Leibe!"

Der Graf war im besten Zuge, es mußte ihm wohl, wie man zu sagen pflegt, ein Hase quer über den Weg gelaufen sein.

Er stieg die Freitreppe hinan. Vom Altane oben wehten ihm weiße Tücher entgegen. Er grüßte nachlässig hinauf. Von seinem Sohne aber sah er nichts.

Hatte er für den heimgekehrten Vater keinen Willkomm?

Bald darauf kamen die übrigen Abenteurer mit reicher Beute beladen. Wieder das alte Schauspiel, welches wir vor einigen Tagen mit den Juden erlebt. Die Fuhrleute mit ihren Gespannen wurden unter Flüchen und Hohnreden entlassen. Es war nicht nöthig, die Armen noch mit Schlägen zu traktiren, sie gingen gern und so schnell es ihre Beine erlaubten. Die Ladungen waren bald gelöscht und geborgen. Die alte Feste hatte Gewölbe genug, um die Kostbarkeiten des ganzen Erzbisthums darin aufzuspeichern.

Diesmal hatte es einem Wein- und Biertransport gegolten, den ein reicher Magdeburger Kaufherr nach Halberstadt unternommen hatte. Durch den glücklichen Erfolg seiner Gewaltthaten übermüthig gemacht, hatte Graf Dieter diesmal die Unklugheit begangen, den Kaufmann selber gefangen zu nehmen und auf sein Schloß zu führen. Sonst hatte er so angesehene Leute wohlweislich ihres Weges gehen lassen, wenn er sie bis auf die Haut geplündert.

Wahrscheinlich rechnete er stark auf die Verlegenheiten des Magdeburger Rathes, der, wie er wähnte, in einer Zeit, wo die Pest ihre Geißel schwang und die ganze Aufmerksamkeit

der Stadtbewohner in Anspruch nahm, die Sache auf sich beruhen lassen und am allerwenigsten gegen ihn eine Fehde heraufbeschwören werde.

Ob er sich hierin getäuscht? Vielleicht wäre es nicht so verfänglich für ihn gewesen, wenn er den Handelsherrn spurlos hätte verschwinden lassen. In einer Stadt, wo Tausende in aller Stille der orientalischen Furie zum Opfer fielen und Niemand wußte, wo dieser und jener geblieben, in einer solchen Stadt hätte der Tod selbst eines Patriziers nicht so viel Aufsehen gemacht, wie seine Einkerkerung und die Verhandlungen um hohes Lösegeld. Schon Mancher, der sich gegen die Straßenräuber tapfer zur Wehr gesetzt, war niedergehauen worden, ohne daß ein Hahn nach ihm gekräht hätte. Es kam nur darauf an, den Säckel der guten Stadt zu schonen, denn der war zu allen Zeiten etwas empfindlich.

Solche Erwägungen waren dem Wernigeroder jedoch nichts Neues. Sowohl Klötze, als die meisten Anderen hatten ihm die Einkerkerung des Rathsherrn und reichen Weinhändlers — er hieß Vieck — ernstlich widerrathen.

Allein zu keinem Nutzen.

An Händen und Füßen gebunden, ward der gemißhandelte Bürger in's Loch gesteckt und der Obhut Kuno's übergeben.

„Je schlimmer die Haft," dachte der Burgherr, „desto größer die Sehnsucht nach Freiheit und mit ihr die Loskaufungssumme."

Auf dem mit Rasen bewachsenen, zerstampften Schloßhofe waren bald die Spuren der oben stattgehabten Scene vertilgt. Die Burgmauern mit den Thürmen, Pfeilern und Zinnen, die Dächer mit den Wetterfahnen, die der neckische Wind beim wechselnden Umsprung hin und her drehte, selbst die trägen über den sonnigen Hofraum hinschleichenden Knechte gaben dem Ganzen einen so friedlichen Anstrich, daß ein Unbefangener schwerlich hätte ahnen können, welch' stürmische Leidenschaften die glatte Außenseite verbarg.

Und die Leidenschaften kamen zum Ausbruch. Es mußte früher oder später zwischen Vater und Sohn zu Erklärungen kommen. Die Vorgänge des heutigen Morgens — von Letzterem aus verborgener Dachluke unter Zähneknirschen mit angesehen — beschleunigten die Katastrophe.

Kaum hatte Graf Dieter in seinem Zimmer sich der schwersten Rüststücke entledigt, als auch schon sein Sohn mit verbundenem Kopfe bei ihm eintrat.

„Vater," sprach er mit gepreßter Stimme, „laß uns ein Wörtlein im Vertrauen sprechen!"

„Gern, mein Junge!" erwiederte der Alte,

ein wenig grollend. „Hättest wohl Deinem Vater schön Willkomm wünschen können, als er ermüdet vom Strauß in den alten Fuchsbau eintritt! Zum Henker, Junge, wo hast Du gesteckt?"

„Ich habe Alles von Oben mit angesehen, Vater, und möchte Dich flehentlich bitten, von dem ungerechten, sündlichen Treiben zu lassen. Vater, höre auf mein Flehen, noch ist's Zeit, umzukehren und Alles wieder gut zu machen!"

Während er so sprach, hatte Poppo die Hände erhoben und sah seinen Vater mit den großen, blauen Augen so tiefsinnig an, daß ein weniger verhärteter Mann, als dieser, davon gerührt worden wäre.

„Umkehren? Wieder gut machen? Sündliches Treiben? Ich verstehe Dich nicht, Junge. Zum Teufel, was soll's?"

„Vater, höre mich! Vater, ich bitte Dich!"

„Nun, in Gottes Namen, ich höre!"

„Sei freundlicher gegen Mutter und Schwester, die Dich so herzinnig lieben und von Dir vernachlässigt werden, sei —"

„Haben die Frauenzimmer Dich gegen Deinen Vater aufgehetzt? Sind die Weiber auf Erden nur dazu geboren, um Zwietracht zu säen?"

„Nein, nein, sie sprachen kein Sterbenswort,

sie leiden und dulden still. Aber ich sah ihre Thränen —"

„Zum Henker, sag' ich, geh' mir mit Weiberthränen! Ich bin nicht der Mann dazu, mich durch Krokodilsthränen rühren zu lassen. Hattest Du weiter nichts zu sagen, he?"

„Gieb das geraubte Gut zurück, Vater, und die Gefangenen frei! Es ist kein Segen dabei!"

„Hohoho! Pfeift der Gimpel aus dem Loche?" rief Graf Dieter und verfiel in ein krampfhaftes, halb erzwungenes Lachen. „Ei der Tausend, wer bist Du denn, Junge? Bist Du ein Pfaff' oder Einsiedler worden? In Kukuks Namen, wer bist Du?"

„Dein einziger Sohn, der Dich als seinen Vater liebt, so innig liebt" — er legte die Hand auf's Herz — „und auch gern verehren und hochachten lernen möchte."

„Mein Sohn, einziger Sohn? Mein Satansjunge bist Du! Du achtest mich nicht, verehrst mich nicht? Zum Henker, Junge, bist Du toll oder spuken Dir die Weibergrillen im Kopfe?"

„Nein, Vater, höre mich; sei nicht hart und ungerecht. Was ich spreche, ist meine innerste, heiligste Ueberzeugung. Wir Wernigerode's sind ein altes, makelloses Geschecht, wie kein zweites

weit und breit. Wir sind reich genug, um des Raubes entbehren zu können."

„Wir Wernigerode's? Du ein Wernigerode, Junge? Eine Memme, ein feiger Knabe bist Du und kein echter Sprößling meines Stammes!"

„Vater, ich bitte Dich, hör' auf zu schmähen!" unterbrach Poppo den Wüthenden.

Die Röthe auf seinen Wangen kam und ging. Es kostete ihn unendliche Mühe, den aufbrausenden Zorn über den erlittenen Schimpf niederzukämpfen.

Doch der aufgebrachte Vater fuhr fort:

„Du ein Wernigerode? Ein Kukuksei, mir in's Nest untergeschoben! Hab's immer gefürchtet, jetzt glaub' ich's, daß Du ein Fremdling bist, ein Bastard!"

Der arme Poppo zitterte am ganzen Leibe, nicht vor Furcht, sondern von der übermenschlichen Anstrengung, sich zu beherrschen. Die Kopfwunde ward wieder siedendheiß, es sprühte und glühte auf der Schädelhaut, als breche die kaum verheilte Verletzung wieder auf. Und dennoch stand er wie angewurzelt an das Fenster gelehnt und brachte mit erschreckender Ruhe die Worte hervor:

„Lästere die Mutter nicht, Vater, Dein Herz weiß nicht, was Dein Mund spricht! Bewirf meine reine Abstammung und Dich selber nicht

mit Koth, Vater! Du häufst auf uns einen Makel, den kein Blut mehr abwaschen kann, wenn Unberufene ihn vernommen!

Die langsam, nachdrücklich und mit fast hohler Stimme gesprochenen Worte machten auf den jähzornigen Grafen doch einigen Eindruck. Er kam wieder zu sich, schritt in höchster Aufregung im Zimmer auf und nieder und fing endlich, vor dem Sohne stehen bleibend, in gemäßigterem Tone zu sprechen an:

„Poppo, mein Junge, ich weiß nicht, was mit Dir machen? Hätt' ich nur den Bitten Deiner Mutter nicht nachgegeben und Dich nicht in das vermaledeite Nest geschickt, wo man nichts thut als turnieren und lanzbrechen, singen und flennen, liebeln und tändeln! Hab' mein Lebtag keinen Geschmack gefunden an diesen Fiedlern und Spielleuten, die sich Minnesinger nennen und dem lieben Herrgott den Tag abstehlen. Das giebt nicht Kraft, nicht Saft, sondern dickes Blut und faule, ungesunde Gedanken. Habe nie viel auf die Stolberger gehalten. Und zu diesen Weibern in Mannskleidern hab' ich Dich gehen lassen! Zum Henker! Sie haben Dich verdorben, diese Weichlinge, diese Schwächlinge, die nur zu winseln verstehen, aber vom Ritterhandwerk nichts!"

„Nein, Vater, sie verstehen ehrliches Ritter-

handwerk so gut, wie Du. Sei nicht ungerecht! Ich habe bei ihnen mein Schwert führen und mein Roß lenken gelernt, trotz dem besten Edelmann. Das weißt Du wohl. Aber ich und jeder brave Mann macht einen Unterschied zwischen Ritter- und Räuberhandwerk, Vater! Die von Stolberg rauben nicht und stehen doch in jeder Fehde ihren Mann! Sie —"

Der Alte, dessen Blut wieder zu sieden begann, ließ den Jüngling nicht ausreden.

„Zum Henker mit den Zitterschlägern und Deinem Gewäsch!" donnerte er dazwischen. „Die ihren Mann stehen? Kommen sie in die Klemme, dann ist's der Wernigerode, der ihnen helfen und sie aus der Pfanne hauen muß, wie er's schon oft gethan! — Ich ein Räuber? Nun ja, zum Kukuk, ich bin der Raubgraf! Bin stolz darauf! Mögen sie mich so nennen und die pfäffischen Augen verdrehen! Aber sie mögen mir vom Halse bleiben mit ihrer Vetterschaft. Will nichts mit ihren Neuerungen zu thun haben!"

Also polterte der erzürnte Graf. Poppo störte ihn nicht im Redefluß; es hätte auch nichts gefruchtet, den Versuch zu machen. Es war dem ergrimmten Burgherrn Bedürfniß, sich einmal recht gründlich, ohne Rückhalt auszusprechen. Zwar pflegte er im Umgange mit den Kumpanen nicht sonderlich zarte Rücksichten zu nehmen,

aber es war doch ein ander Ding, wenn man zum einzigen Zuhörer keinen anderen hat, als den eigenen Sohn. Das bloße Fluchen, so kernig es auch war, schaffte ihm noch nicht die gehörige Erleichterung, und selbst das haarsträubendste Lästerwort konnte sogar einem Manne von Dieters Schlage nicht den sättigenden Redestrom ersetzen.

Nachdem er das riesige Schlachtschwert aus dem Gehenke gelöst und mit klirrender Wucht in die Ecke geworfen hatte, so daß die Klinge halb aus der Scheide sprang, pflanzte er sich, die Fäuste in die Hüften gestemmt, dicht vor dem immer noch am Fenster lehnenden Sohne auf und machte seinem Innern Luft:

„Diese Stolberger sind ein neuerungssüchtiges Geschlecht, das seine heiligsten Rechte wegen alberner Düfteleien aufgiebt! Der Starke hat das Recht! Nennst Du den König der Thiere, den Löwen, einen Räuber, der doch auch die schwächeren Bestien beherrscht? Er hat die Kraft, die Gewalt, und ist darum der Gebieter der Wildniß. Dann kommen die anderen Katzen, seine Grafen und Barone. Das sind die Tiger, Panther, Leoparden und Hyänen, die Wölfe, Bären und Füchse, die Luchse, Marder und Iltisse. Sie hausen auf dem festen Erdboden, im Dickicht des Waldes. Sind das etwa Räuber,

weil sie das Schaf zerreißen und die dumme Gans, die sich in ihren Bereich wagt? Zum Teufel, das sind sie nicht! Sie üben das ewige Recht des Stärkeren, das alte unabänderliche Gesetz der Natur aus. Es kann sie Niemand darum schelten. Es giebt noch andere Edelleute unter dem Gethier, sie hausen auf hohen Bäumen und in Felsklüften, sie gebieten in den Lüften, hoch in den Wolken und haben ihr Jagdrevier bis in den Himmel hinein ausgebreitet. Es sind die Adler, Geier, Edelfalken, Sperber und Habichte. Sind sie Räuber und Mörder? Zum Henker, nein! Allüberall siehst Du edles Geblüt. Auch in den Wogen des Weltmeeres, in den unendlichen Wassern der See'n und Ströme treiben Haifische, Klipp- und Thunfische, Hechte und Rochen ihr Wesen. Sind sie Räuber?"

Poppo, der seinen wilden Vater in dieser Weise noch nicht hatte sprechen hören, konnte sich bei dieser naturgeschichtlichen Vorlesung eines Lächelns nicht erwehren und wagte einen kleinen Einwand zu machen, indem er hinwarf:

„Ja, Vater, Seeräuber als Menschen, Raubfische als Thiere."

„Nein, zum Henker, nein!" brauste der philosophirende Unhold auf. „Der Unverstand, der Neid, die bleiche Scheelsucht nennt sie so! Sind

die Normannen, diese kühnen Seefahrer, diese Könige des Meeres, etwa bloße Seeräuber? Sie beherrschen den Ocean, damit das habsüchtige, freßgierige Gezücht der Seebewohner, diese Hanseaten, die die Länder nach Schätzen durchwühlen und sich hier vor uns damit brüsten, nicht überhand nehmen. Der Ochse beklagt sich, wenn ihn der Wolf zerfleischt! Gut, mag er in seinem Stalle, auf dem Misthofe bleiben! Da wird ihn der Wolf nicht belästigen, wenn man ihm zu fressen giebt. Mögen die wiederkäuerischen Rinder, die Stadtbürger, in ihren vier Pfählen verharren, ohne sich Uebergriffe zu erlauben und neue Pfahlbürger aufzunehmen. Und wollen sie dennoch unsere Territorien berühren, sollten sie's dankbar anerkennen, daß wir ihnen Geleit und Zoll in Großmuth anbieten, die wir sie doch ohne Gnade berauben und vernichten könnten! Warum sperren sie sich gegen Zoll und Geleite, die Thoren? Verweigern sie uns das Wenige, so nehmen wir Alles!"

In solcher Weise erging sich das Raisonnement des Burgherrn. Er sprach damit nichts Neues aus. Das war eben der allgemeine Gedankengang, den die Selbstrechtfertigungsversuche der meisten Gegner des Landfriedens zu verfolgen pflegten. Und es erging ihnen dabei, wie manchen Lügnern, die so oft eine selbst-

erfundene Geschichte wiederholen, bis sie zuletzt selber daran glauben.

Als daher Poppo die bescheidene Bemerkung einflocht, es würde ja auf diese Art ein Krieg Aller gegen Alle entstehen und das Menschengeschlecht sich so lange gegenseitig vernichten, bis nur noch Einer als der Sieger zurückbleibe, der dann sich selber überlassen, schmählich umkommen müsse. Als der Jüngling ihm solchergestalt widersprach, da erhielt im Alten wieder die gewohnte Heftigkeit die Oberhand.

„Zum Teufel, Junge, da hört man sogleich wieder den Stolberger aus Dir sprechen! Mit solchen Redensarten lockt man keinen Hund aus dem Ofen, sag' ich, geschweige denn den wilden Wernigerode aus seiner Burg. Mit solcherlei Flausen wollen sie den Landfrieden empfehlen, diese Federfuchser! Nun, in Satans Namen! Ich habe nachgegeben, ich will den Landfrieden aufrichten helfen, da alle Welt es einmal so will, aber unter einer Bedingung. Um den Krieg Aller gegen Alle zu meiden, braucht es des allgemeinen Bündnisses nicht. Da ist kein Mörtel, kein Kitt, nichts als Pfusch- und Flickwerk. Es genügt, wenn die Raubthiere — wie Ihr sie thörichter Weise nennt — sich mit einander verbinden, und das zahme Vieh ebenso. Die beiden Landfrieden halten sich gegenseitig in Schach.

Verstehst Du, Junge? Adel für sich, Stadtvolk für sich. So gehört sich's. Aber kein Mischmasch von Bürgerpack und Edelleuten bunt durch einander. Das gährt und steht ab, wie sauer Bier! Das ist meine Meinung. Habe sie dem Erzbischof und seinen Dintenfässern oft genug gezeigt! 's ging schon Alles gut. Da kommen die Stolberger und anderes Weibervolk*) mit Klauseln und Traktaten, mit Consilien und Erwägungen, und beschwatzen mir den Prälaten so lange, bis die ganze Geschichte zum Teufel geht. Sie wollen sich bei Kaiser und Reich, bei Erzbischof und Stadtvolk lieb Kindchen machen, diese Herren Vettern. Aber sie irren sich. Will nichts vom Städtebund wissen. Zum Henker, nein!"

Er stampfte wild den Boden und fuhr dann fließender in seiner Kraftrede fort:

„Will ihnen zeigen, was der Wernigerode vermag! Mit mir bekommen sie die ganze Ritterschaft, ohne mich — nichts! Hahaha! wär' ein verwünschter Spaß das, kämen die Magdeburger Hänse und hochweisen Herren Syndici zu mir, um mich vor den Landrichter nach westphälischem Rechte zu fordern und mir den Pro-

*) Er meinte damit die Grafen von Reinstein, Hohenstein, Mansfeld und Barby.

zeß dafür zu machen, daß ich wieder einmal einem armen Teufel das Fell über die Ohren zog, wie's so mal meine besondere Art ist! Wollten mich richten im hochnothpeinlichen Halsgericht als Verletzer der vier Fraißfälle*) und den Leichnam des gefürchteten Würgers durch die Gassen schleifen, daß die Weiber und Buben mit Fingern auf ihn weisen und krächzen: das ist der wilde Wernigerode, der Schrecken der Kinder in allen Ammenmährchen! Jetzt ist er kalt und beißt nicht mehr, Kinder! Faßt ihn nur an! Er thut Euch nichts und ist frommer, wie das Lämmlein in der Scheererin Schooß! Zum Henker! So würd' es wohl kommen, wenn's nach den Stolbergern ginge, mit dem verhaßten Landfrieden! Noch hab' ich Zähne und werde sie gebrauchen! Den Prahlhänsen ergeb' ich mich nicht. Nimmermehr! Und wenn der Klötze kein ehrlich Spiel mit mir spielt, dann mag er sich vorsehen. Paß auf, Gebhard, alter Fuchs! paß auf! Der Währwolf läßt sich nicht betümpeln! Und Du, Albert, in Bischofsmütze, Krummstab und Pallium — der Du mich mit thörichtem Stolze Deinen Vasallen nennst, mich,

---

*) Die vier Fraißfälle waren: 1) Blutrunst, effusio sanguinis, 2) Noth, raptus, 3) Heimsuke, irruptio und 4) Weglage, insidiae.

den Grafen Dietrich von Wernigerode Deinen Vasallen, weil das Stadtgesindel vor drei Jahren meine Burg überrumpelte — Du, Albert, sollst erleben, daß sich der Vasall vom Joche befreit und mächtiger einhergeht, als Du in Deinem erborgten Pfaffenschmuck! Ich will Rache an dem Bürgerpack! Es soll erzittern und jede ruhige Minute mit seinem Reichthum erkaufen. Ihr nennt mich Euren Vasallen? Haha! Zahlt dem Vasallen Lösegeld, dann läßt er Eure gefangenen Gimpel frei! Sonst nicht!"

Es war für das Herz des edelmüthigen, liebenden Sohnes ein gräßlicher Auftritt, den Vater sich in so leidenschaftlich verblendeter und zugleich verzweifelter Rede ergehen zu sehen. Er erblickte den gähnenden Abgrund, an dessen Rand dieser durch die Folgen seiner Handlungsweise unrettbar hingedrängt werden mußte, und versuchte noch einmal ein Wort der Warnung und begütigenden Ueberredung:

„Ereifere Dich nicht, lieber Vater! Deine erhitzte Phantasie läßt Dir die Dinge in zu schlimmer Gestalt erscheinen. Noch ist Alles wieder gut zu machen, wenn Du die Gefangenen freigiebst, ohne Lösegeld. Entlasse die Jüdin, laß sie zu den Ihren! Ich selbst will sie geleiten mit allen Gütern, die den Ihrigen entrissen worden. Man wird Dich preisen ob Deiner

Milde; die Menschen werden Dich segnen und Gott im Himmel diese letzte Opferthat Dir zu Gute rechnen für manches, was Dir zur Last fallen mag. Uebe diesmal Großmuth, mein Vater! Sei menschlich und öffne den Kerker des Kaufmanns und der unschuldigen Jüdin!"

Starr, ein Bild des Entsetzens, stierte der Graf den Sprecher an. Er ließ ihn ausreden, weil er selber keine Worte finden konnte, um die ganze Höhe seiner Entrüstung auszudrücken.

„Die Jüdin?" lachte er höhnisch. „Nun, ja, in Henkers Namen, ich will das hübsche Ding Dir schenken, Junge. Hast ohnedies ein Recht daran, wie mir Beppo auf dem Marsche gebeichtet. Denn Du hast sie im ehrlichen Turnei ersiegt. Sie gehört Dir, kannst sie alle Tage besuchen, bis der alte Schächer, ihr Vater, einen tiefen Griff in den Säckel gethan. Und löst er sie nicht aus, der reiche Filz, nun, dann laß ich sie verkaufen oder verloosen, wenn Du inzwischen des Judenfleisches satt geworden bist."

„Vater, ich bin kein Schuft und sie ist eine reine Jungfrau, die nur ein gewissenloser Schurke mißbrauchen kann. Ich habe geschworen, sie zu schützen und den möcht' ich sehen, der die Keusche auch nur mit dem Finger berührt. Du schenkst sie mir, sagst Du? sie ist mein eigen? Nun, wohlan denn, laß mich mit ihr dem Schlosse den Rücken

wenden, denn es leidet mich hier nicht länger! Ich vermag die Gräuel nicht länger mit anzusehen, die mir die helle Schamröthe in's Gesicht treiben!"

„Was, Junge, Du schämst Dich Deines Vaters und seiner Thaten? Das sagst Du mir, mir in's Gesicht? Himmeltausenddonnerhöllenelement! Du bleibst hier! nicht von der Stelle!"

„Nein, Vater, ich gehe, 's ist besser so!"

„Nein? Du gehst? Du mir trotzen? Du Satanskind, das der leibhaftige Höllenfürst mir in's Nest gelegt? Du bleibst, und wenn ich Dich in Eisen schließen soll! Zum Henker, hier bin ich Burgherr und möchte den wissen, der sich meinen Befehlen zu widersetzen wagt!"

„Du verhöhnst, verachtest, verschmähst mich, Vater. Du beschimpfst Deinen Sohn, dessen lautere Geburt Du anzweifelst. Bin ich Dein Sohn nicht und Du nicht mein Vater, nun, dann laß mich ziehen. Lebe wohl, ich gehe!"

Schon hatte Poppo den Drücker der Thür in der Hand, als der Alte wie ein Falke auf ihn zuschoß und ihn so gewaltig in's Zimmer zurückschleuderte, daß der Jüngling nach mehreren Schritten zu Boden taumelte. Der Fall und die rasend überhandnehmenden Schmerzen der Kopfwunde raubten ihm die Besinnung. Der tyrannische Vater aber achtete nicht darauf. Wie hätte er auch den Zustand seines Sohnes be-

rücksichtigen können in einem Momente, wo die Dämonen blinder Leidenschaft ihn selber aller Vernunft beraubten?

Das Fenster aufreißen und Jost, Kurt, Kunz, Hinz und Kuno herbeirufen, war das Werk eines Augenblickes. Erhitzt, mit fliegendem Athem stürzten die Knappen herbei und vollführten unter Furcht und Zagen, Verwunderung und Mitleiden den barbarischen Auftrag, den jungen ohnmächtigen Ritter in's rothe Thurmzimmer zu schaffen.

„Mit Deinem Leben haftest Du mir dafür, daß er nicht entspringt. Du kennst mich!" drohte er dem entsetzten Kuno nach, der an der Spitze der Knechte, die den besinnungslosen Poppo trugen, mit dem Schlüsselbunde einherschlich und bei jedem neuen Fluche, den er aus der Ferne vernahm, unwillkürlich zusammenfuhr.

„Hab's immer gedacht," brummte er ängstlich vor sich hin, indeß er sich scheu umsah, „daß es noch so kommen würde. Der Alte wird immer toller. Der arme, junge Herr! Aber ein Glück für uns Alle, daß er nicht munter ist, es wäre sonst schlimm abgelaufen! Hu!"

Ein kalter Schauer lief dem braven Keller- und Kerkermeister über den Rücken, als er an die Möglichkeit eines plötzlichen Erwachens von Seiten Poppo's dachte.

Er beeilte sich deshalb so viel als möglich, den bezeichneten Gewahrsam zu erreichen.

Das Zimmer lag im sogenannten rothen Thurme, dem Hauptthurme gegenüber. Es war rund, wie der Thurm selber und ungemein fest gebaut, da es von jeher für besonders wichtige Gefangene bestimmt war.

Mit einer Gewandtheit, die auf Uebung in dieser Art von Beschäftigung schließen ließ, wurden dem Ohnmächtigen — so hatte der grausame Vater es anbefohlen — eine Hand- und Fußschelle angelegt, deren Ketten an eisernen Ringen in der Mauer befestigt waren. Jost entledigte sich mit Geschicklichkeit dieses Auftrages und blieb dann im Zimmer zur Bewachung zurück, während die Anderen sich entfernten.

Als Poppo die Augen öffnete und seine Lage überblickte, war er wunderbar ruhig. Er richtete an Jost einige Fragen über seinen Vater und die Art, wie man ihn hierhergebracht und sagte dann mit gebietendem Tone, als sei er frei und im Stande, seinen Worten Nachdruck zu geben:

„Kannst Deiner Wege gehen, Jost. Ich brauche Dich nicht und möchte gern allein sein.“

Jost ließ sich das nicht zweimal sagen und trollte von dannen, um Kuno die Schlüssel des wohl verrammelten Gefängnisses zurückzuerstatten.

Elftes Kapitel.

Pater Ambrosius und Bekehrung.

Seit dieser Katastrophe lag es über dem Schlosse wie ein schwerer, drückender Alptraum, oder wie ein schwüles, dumpfgrollendes Gewitter. Keiner unter dem dienenden Schloßpersonal, mochte er nun Hundejunge, Knecht, Knappe, Troßbube, Dirne oder Küchenmagd sein, konnte sich des Gefühles erwehren, als sei das Schlimmste noch nicht vorüber und bestehe den Burgbewohnern ein noch viel größeres Unglück bevor.

Selbst die Ritter und Gäste standen unter dem Einflusse dieser unheimlichen Vorahnung. Trotzdem wagte Niemand unter ihnen, dem im höchsten Grade aufgebrachten Burgherrn Vorstellungen zu machen. Und selbst die herzzerreißenden Auftritte, welche Mutter und Schwester Poppo's herbeiführten, als sie dem Tyrannen zu Füßen fielen und für den gemißhandelten Sohn flehten, waren nur im Stande, die Wuth

des Unerbittlichen zu steigern. Graf Dieter war einer von den starrsinnigen Köpfen, die durch Widerspruch, sei es auch in Form inständiger Bitte, nur noch mehr in ihrem Trotze bestärkt werden.

Der Einzige, dem es dessenungeachtet gelang, etwas bei ihm auszurichten, war Pater Ambrosius. Der lebenserfahrene Priester kannte seinen Mann und war auch darauf bedacht, seine Schwäche zu schonen.

Obwohl der Graf den salbungsvollen Kaplan nicht recht leiden mochte, so ließ er ihn dennoch zu Worte kommen. Und das war beim Pater gerade die Hauptsache. Einmal im Flusse, ward es dem gewandten Redner ein Leichtes, irgend eine Stelle ausfindig zu machen, von der aus er gegen den Quersinn seines Zuhörers wirken konnte.

Worauf er hinarbeitete, ist uns bereits bekannt. Er wollte seinem vieljährigen Wirken die Krone aufsetzen und nach Bekehrung von hundert Heiden auch einmal eine Bekennerin des mosaischen Gesetzes für die christliche Lehre gewinnen. Um dem Grafen die Sache recht plausibel zu machen, betonte er die Ansicht, daß gerade durch die Bekehrung Recha's dem zürnenden Erzbischof gegenüber der beste Vorwand gegeben sei, die Jüdin zurückzuhalten. Sei sie erst

für die Kirche gewonnen, so habe ihr Vater überhaupt nicht mehr das Recht, sie zurückzufordern, wenn sie nicht wolle, und für ihren mangelnden Willen wolle er jede Gewähr leisten. Wünsche der alte Salomon seine Tochter aber dessenungeachtet wieder in seiner Nähe zu haben, so sei es auch billig, daß er für die Erfüllung seines Wunsches Opfer bringe, u. dgl. mehr.

Natürlich sagte der Mönch das Alles nicht so trocken und handgreiflich, sondern, wie das so seine Gewohnheit war, in künstlichen, pathetischen Wendungen, die mit entsprechenden frommen Stichwörtern reichlich gespickt waren.

Als Pater Ambrosius seinen Sermon geendet hatte, war der Graf wie umgewandelt. Die hochgeschwollene Ader des Zornes war auf der Stirn kaum noch sichtbar, und seine Mienen zeigten sogar einen Anflug von Freundlichkeit.

„Dank Euch, ehrwürdiger Pater, für den guten Vorschlag," sprach er, „ich laß ihn gelten. Seht in des Himmels Namen zu, was Ihr aus der kleinen Hexe machen könnt."

Niemand war über den Ausgang der Unterredung mehr erfreut, als der Kaplan, zumal da ihm der Burgherr die ausdrückliche Erlaubniß ertheilt hatte, seine Schülerin täglich, so oft ihm gutdünke, in ihrer Klause aufzusuchen.

Graf Dietrich war doch noch nicht der verhärtete Bösewicht, als welcher er den meisten seiner Mitmenschen erscheinen mochte, sonst hätte er sich nach der Unterredung mit dem „Pfaffen" — so nannte er die Geistlichen mit Vorliebe — nicht so ausnehmend behaglich gefühlt. Er bedurfte doch noch eines Besänftigungsmittels, das sein hin und wieder sich rebellisch regendes Gewissen beschwichtigen mußte. Und diese Beruhigungsmittel hatte ihm der Pater an die Hand gegeben. Ja, seine Zuversicht wuchs von Minute zu Minute dermaßen, daß er sich einredete, sein Verfahren sei vor Gott und Menschen vollkommen gerechtfertigt. Es kam ihm sogar zuletzt fast so vor, als habe er schon von Anfang an die Absicht gehegt, die Jüdin in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zu führen. Und seit dieser Zeit war an eine Umkehr auf dem von ihm betretenen Wege kaum mehr zu denken.

Es gab aber noch Andere, die mit der Wendung der Dinge, bezüglich Recha's, zufrieden waren, vor Allen Kuno, der brave Mann, dem es gelungen, die beiden einander so widersprechenden Obliegenheiten eines Keller- und Kerkermeisters zu vereinigen und somit eine schwere Aufgabe zu lösen.

Er sah schon im Geiste seinen Lieblingsgedanken, den er seit einigen Tagen mit rührender Zärtlichkeit groß zog, hätschelte und pflegte, völlig erfüllt, und betrachtete die schwermüthige „Kleine" beinahe als seine Tochter.

So kam es, daß Recha nicht mehr als Gefangene behandelt wurde, sondern gleichsam wie ein lieblich singendes Vögelein, das man in einen glitzernden Käfig setzt oder frei im Zimmer umherflattern läßt, nachdem man Fenster und Thüren zuvor wohlweislich geschlossen. Wie aber der gefangene Sänger des Waldes trotz Wartung und Pflege, trotz Sämereien und Zuckerbrod nie die goldene Zeit der Freiheit vergißt und traurig das Köpfchen hängen läßt, wenn er draußen die Brüder und Schwestern von Zweig zu Zweig hüpfen sieht, während die sonnige Luft von lustig schmetternden Trillern ertönt — also bemächtigte sich auch Recha's eine tiefe Melancholie, wenn die Sonne so lockend durch's Gitterfenster in ihre Einsamkeit hereinschien und die Stimmen von Mensch und Thier, die auf dem Hofe oder unten am Fuße des Bergkegels ihr Wesen trieben, bis zu ihr heraufdrangen. Dann kauerte sie wohl auf der harten Holzbank vor dem unverrückbaren Eichentische und stützte das sehnsuchtskranke Haupt in die klassisch geformte Hand, mit langem Blicke

vor sich hinsehend, als blicke sie durch die dicken Kerkermauern hindurch in die weite Ferne. Dann dachte sie an den alten Vater, dessen gramvolles Herz sich nach seiner einzigen Tochter bangte, an den liebenden Bruder, der vielleicht noch an den Folgen seiner Wunde litt, ohne für die Befreiung seiner Schwester das Mindeste thun zu können, und — an den hochherzigen Christen, dessen jugendlich-stolzer und ritterlich-tapferer Sinn ihr die beste Gewähr für ihre endliche glückliche Erlösung bot, und den sie neben Vater und Bruder am meisten liebte von Allem, was Gottes weite Welt bewohnte.

Aber wo weilte er, den sie seit mehreren Tagen, die ihrem Herzen als ebenso viele Wochen erschienen, nicht wiedergeschaut? Sie fühlte eine Besorgniß, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, die sie selbst gegen die liebenswürdigen Freundschaftsbeweise ihres Wärters scheinbar unempfindlicher machten, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. War sie doch im Grunde der Seele nicht undankbar und wußte sie doch die biedere Gutherzigkeit Kuno's, welche gegen die Behandlung, die sie sonst wohl von Christen zu erfahren gehabt, so himmelweit verschieden war, in ihrem vollen Werthe zu schätzen.

Bei einer solchen Gelegenheit — es war kurz

nach dem traurigen Vorfalle zwischen Vater und Sohn — fand der eintretende Kellermeister seine Schutzbefohlene so auffallend verstimmt, daß er doch nicht unterlassen konnte, den Kopf zu schütteln.

„Was fehlt Dir, mein Püppchen?" fragte er theilnehmend, indem er einen umfangreichen Napf mit gebratenem Fleisch und gerösteten Brodscheiben vor das betrübte Mädchen auf die Tischplatte setzte und aus dem Kellerschurz ein Fläschlein hervorlangte, dessen wohlverpichter Korkstöpsel einen köstlichen Inhalt errathen ließ. „So sprich doch, mein Herz, bist Du krank geworden?"

Und als die Jungfrau die Hand von der reinen Stirn nahm, so daß er die hellen Zähren an ihren Wimpern hängen sah, fuhr er, um ihr Trost zu spenden, treuherzig zu schwatzen fort:

„Sei doch nicht so gar trüb, liebe Kleine. Es wird hier zwischen diesen vier Mauern nicht ewig währen, und es kommt eine Zeit, wo Du wieder frei herumgehen wirst an der Hand eines Vaters, der es gut mit Dir meint und Dir so herzinnig gut ist, wie ich's nur je einem Menschen habe sein können."

Recha, die da glaubte, er meine ihren guten Vater Salomon, sah unter ihren benetzten Wimpern dankbar lächelnd zu ihm auf, so daß eine

herabgleitende Thräne dem Sprecher auf die Hand fiel.

„Ja, freue Dich, meine Tochter, es wird noch Alles gut mit uns. Du besitzest einen Freund, der mit Gottes Hülfe das Alles in's Werk richten wird, wenn Du ihm vertraust und hübsch gehorsam bist. O, es ist ein vortrefflicher, guter Herr, der es auf Dein Seelenheil abgesehen hat und Dir eine glückliche Zukunft bereiten will. Er wird noch heute vor Vesperzeit zu Dir kommen und mit Dir reden. Lausche nur recht aufmerksam seinen Worten. Denn was er spricht, ist wahr und rein, wie Gold. Was er denkt, ist fromm und edel, und was er thut, ist gottgefällig und bringt Dir des Himmels Segen."

Mit Andacht hörte die Maid seiner Rede zu. Sprach er doch, wie sie wähnte, von Poppo, dem jungen Ritter, ihrem wahren, einzigen Freunde, den sie auf diesem Felsennest hatte und der ihr versprochen, sie ihren Angehörigen wieder in die Arme zu führen! Und dieser „vortreffliche, gute Herr" — wie wohl that es ihrem Herzen, als der Kellermeister ihn so nannte — wollte die arme Verlassene wieder besuchen! Er kommt, er kommt! jauchzte es in ihr, und vergessen war alle Trübsal, alles Leid, das sie eben noch bedrückt, vor diesem berauschenden Gedan-

ken, wie wenn die Sonne nach anhaltendem Regen durch die Wolken bricht, und jeglich Herze das voraufgegangene Ungewitter vergessen macht.

Die Arme! Sie sollte bitter enttäuscht werden.

Wohlgemuth, wie seit lange nicht, sprach sie den vorgesetzten Speisen zu. Des guten Kuno weinrothes Angesicht erglänzte vor Heiterkeit, als er die Kleine so herzhaft zugreifen sah. Mit Wohlbehagen legte er die Arme um seinen wohlgepflegten Leib, so daß die ausgestreckten Finger über der Rundung des stattlichen Bauches einander berührten.

Der Ring mit dem Schlüsselbunde rasselte gleichsam wohlgefällig bei dieser Bewegung seines wohlbeleibten Herrn, als wollte er die Welt auf sein symbolisches Dasein aufmerksam machen.

Als nun gar die Kleine den Inhalt des geheimnißvollen Fläschchens probirte, welches der Kellerdespot mit bewunderswerther Geschicklichkeit entkorkt hatte, um ein Weinglas bis zum Rande damit zu füllen, da schwamm das Antlitz des guten Kuno in einem Meer von Seligkeit.

„Trink, trink, so recht, mein Schäfchen!" brummte er seelenvergnügt. „'s ist kein schlech-

tes Gewächs das. Es ist das beste, was ich seit zehn Jahren im Keller gehabt, alter Claret; eine Blume, eine Perle, mein Schätzchen. Der Erzbischof, ja der Kaiser selber hat solches Weinchen nicht, so wahr ich Kuno, der Kellermeister auf Schloß Wernigerode bin. Gelt? Schmeckt's auch?"

Recha nickte ihm freundlich zu, nachdem sie einige Male mit den Lippen genippt hatte, die fast noch frischere Farbe hatten, als der Purpurwein selber. Kuno aber machte Kehrt, ging hinaus, steckte den Kopf noch einmal in die Thür und sagte:

„Komme bald wieder, mein Kind, und bringe Dir den Freund mit."

Es dauerte auch nicht lange, so kehrte er mit Pater Ambrosius zurück.

Recha sah den Schwarzrock an, als traue sie ihren Augen nicht. Ihre Blicke schienen den Kellermeister um Aufklärung über den versprochenen Freund zu bitten. Der Mann in der schwarzen Kutte gefiel ihr nicht und flößte ihr kein Vertrauen ein. Ja, sie empfand in seiner Nähe eine gewisse Beklemmung, eine Bangigkeit, als fürchte sie, durch ihn etwas zu verlieren, das ihr lieb und theuer war.

Allein der Pater, ein feiner Menschenkenner in seinem Fach, hatte gar nicht auf freundliches

Entgegenkommen von Seiten seiner Clientin gerechnet. Demzufolge fand er die Aufnahme, die ihm von Recha zu Theil ward, wider alles Verhoffen günstig. Freilich hatte er gewähnt, ein starrsinniges, mißtrauisches, in geistiger und körperlicher Hinsicht zurückgebliebenes Geschöpf vor sich zu haben, denn Kuno hatte sich, obwohl er seinen Herzenswunsch deutlich genug durchblicken ließ, nicht näher über Recha's Wesen geäußert.

Die angenehme Enttäuschung versetzte den Pater in die wohlwollendste Stimmung. Und in solchen Augenblicken — wo die reine Herzensgüte die Schranken des pfäffischen Dünkels in ihm durchbrach und den lebenswarmen, ungeschnörkelten Menschen zum Vorschein kommen ließ — übte er eine eigenthümliche Gewalt über diejenigen, die mit ihm in Berührung kamen. Das zeigte sich auch bei Recha, die nach und nach die instinktartige Abneigung, die sie anfangs gegen ihn gehegt, in so weit überwand, daß sie ihm zuhörte, wie ein geduldiges Kind dem belehrenden Vortrage seines gutgelaunten Lehrers. Ja, sie vermochte sogar den Gedanken an Poppo von Zeit zu Zeit zurückzudrängen, wenn der gefällig plaudernde Kuttenträger ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und vom Hundertsten in's Tausendste kam.

Es war ein gar klug berechnetes Verfahren von Seiten des Kaplans, daß er beim ersten Zusammentreffen nicht gleichsam mit der Thür in's Haus fiel. Das Kind mußte zuvörderst zutraulich und sicher gemacht werden, bevor er seine gutgemeinten, frommen Pläne in's Werk zu setzen begann. Von seiner Absicht, sie bekehren zu wollen, durfte Recha nichts ahnen, wenigstens für die erste Zeit nicht. Das war eine Taktik, die sich bei seinen früheren religiösen Feldzügen gegen die verstockten Heiden glänzend bewährt hatte und auch in dem vorliegenden Falle die besten Erfolge verhieß.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß das Christenthum, wie alle großen Wahrheiten, durch die gewaltsame Verbreitung mittelst Feuer und Schwert mehr verloren als gewonnen hat. Wir wären heute dem erhabenen Ziele einer einzigen christlichen Heerde, die da friedlich auf Erden wandelt, vielleicht um ein Bedeutendes näher gerückt, wenn die Kirche vom Anbeginn ihres Wachsthums sich mehr auf die sittliche Kraft, auf die Macht der Ueberzeugung, als auf die physische, zwingende äußere Gewalt gestützt hätte. Alle gewaltsamen Prozesse, die nicht ihren innerlich begründeten, natürlichen Verlauf nehmen, haben einen Rückschlag, eine Reaktion zur Folge, die sich im Verhältniß zur angewandten

Gewalt zu steigern und wiederholen pflegt. Wir sehen diese herbe Wahrheit auf jedem Blatte der Geschichte bestätigt, wir sehen sie in der Vergangenheit, in der Gegenwart verbrieft und können sie auch von der Zukunft erwarten.

Aber es giebt auch eine andere, herrlich tröstliche Wahrheit, die nämlich: daß die gute Sache trotz aller gewaltsamen Hemmnisse und Verfolgungen, dennoch zuletzt obsiegt und zwar durch die ihr innewohnende, unvertilgbare, aus Schutt und Asche wieder auflebende Himmelskraft.

Karl des Großen Eroberungsschwert besiegte nach blutigen 33jährigen Kämpfen die Sachsen. Es zwang sie mehrfach zur Annahme des christlichen Glaubens — oder vielmehr der christlichen Lehre, da sich Glauben nicht erzwingen läßt.

Karl des Großen gigantische Thaten in Ehren! Er leuchtet am Himmel des Mittelalters als Stern erster Größe, ja, als die Sonne, die noch der späteren Zeit Licht gegeben. Aber gerade darum, weil wir Alle über seine hohe geschichtliche Bedeutung einig sind, mag es nicht unerlaubt sein, die Frage aufzuwerfen, ob der Sache des Christenthums nicht besser gedient gewesen, wenn Karl anstatt mit dem Heldenschwerte die Heiden gleich anfangs mit dem Kreuze des Erlösers zu bekehren versucht hätte?

Nicht durch die glänzendsten Waffensiege, sondern durch die Macht der Ueberzeugung und die dadurch herbeigeführte christliche Taufe ist der tapfere Sachsenfürst Wittekind überwunden worden. Und erst nach jenem feierlichen Akte zu Attigny ward allmählich ein Friede zu Selz ermöglicht.

Ist es für eine Religion, die die Liebe predigt, die da gebeut: „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen und thuet wohl denen, die Euch hassen," eine Empfehlung, wenn ihre Bekenner durch offenbare Verletzung dieses göttlich erhabenen Gebotes die Herzen der Ungläubigen zu gewinnen suchen? Ist es für einen Glauben, der den Frieden predigt, eine Empfehlung, wenn er auf der Spitze des Schwertes, durch die Brandfackel des Krieges in die zu bekehrenden Lande getragen wird? — Nein. Ein solcher Glaube, eine solche Religion fordert den Widerstand der Heiden heraus, schwächt ihre eigene sonst unwiderstehliche Wirkung.

Gegen das Christenthum selber haben die Sachsen, die Obotriten, Wilzen, Sorben und Böhmen, Haveler, Wenden und Slaven nicht so hartnäckig und blutig gekämpft, als vielmehr gegen die christlichen Eroberer, welche sie unter ihre Botmäßigkeit bringen wollten, so daß es den Anschein gewann, als ob sie die christ-

liche Lehre gleichsam nur als Vorwand ihrer Herrschgelüste benutzten.

Kehren wir zu Pater Ambrosius zurück.

Er war einer von denen, die die Zwangstheorie verwarfen und in richtiger Erkenntniß des Wahren allein auf die Macht der Ueberzeugung bauten. Danach traf er bei Recha's Unterricht seine Maßnahmen.

Hätte das Judenthum nur mit Männern von Pater Ambrosius' Schlage zu thun gehabt, wer weiß, ob viele Kinder Jehovah's so hartnäckig an ihren Satzungen festgehalten haben würden?

Auf Recha's Gemüth und Geist erlangte der Kaplan von Tag zu Tag größeren Einfluß. Er sprach von der Religion der Liebe, der barmherzigen Vergebung und der Erlösung von den Sünden mit der Wärme tiefinnigster Ueberzeugung.

Recha war Weib. Frauen sind im Allgemeinen nicht nur religiöser, als Männer, sondern ihre weiche, hingebungstreue Seele kennt nicht die halsstarrige, wortklauberische Glaubensconsequenz des stärkeren Geschlechts. Sie sind eher geneigt, die edlen, frommen, namentlich die das Gemüth ansprechenden Eigenschaften eines Andersgläubigen zu schätzen.

Das mosaische Gesetz ist die Religion der Furcht, des Schreckens vor dem Donnergott, der

unter Donner und Blitz seine zehn Gebote dem zitternden Volke verkündet. Die christliche Lehre ist die der Liebe. Sie sagt: „Du sollst Gott fürchten und lieben, denn der Herr liebt Dich auch und hat diese unendliche Liebe zu Dir dadurch bewiesen, daß er für Dich in den Tod gegangen." Die mohamedanische Lehre endlich hat als Grundzug den tropischen Fanatismus, die Verherrlichung Allah's und seines Propheten.

Der Pater ging vorsichtig zu Werke. An die unscheinbarsten Dinge des gewöhnlichen Lebens wußte er schöne Betrachtungen zu knüpfen und Gedanken zu äußern, die das Herz der Jungfrau entzückten. Allgemach erwarb er ihr Vertrauen. Sie plauderten von allem und jedem, von Vater und Bruder, von Kuno und auch von Poppo.

Der Pater hatte sich genau den Hergang des Sanhedrins und die darauf folgenden Ereignisse von der arglosen Maid berichten lassen und bei der Gelegenheit in die Art und Weise, wie der junge Graf in die Sache verflochten war, tiefen Einblick genommen. Einige Kreuz- und Querfragen entdeckten ihm das innigzarte Verhältniß zwischen der Jüdin und dem Ritter.

Diese Entdeckung diente ihm zu einer neuen Handhabe, um seinen Zweck zu erreichen. Ein

Glaube, welchem ihr edelmüthigster Beschützer, ihr bester Freund anhing, konnte doch unmöglich so verwerflich sein! Das gab er in geschickter Form der Jungfrau zu bedenken. Als er nun gar erfuhr, wie sehr sich Gideon, ihr Bruder, in Portugal mit der christlichen Lehre befreundet, da hatte er vollends den rechten Boden gefunden. Der Unterricht ging Schritt für Schritt, gleichsam spielend, vor sich, und jeder folgende Tag sicherte den Erfolg des voraufgegangenen.

Man darf nicht gerade annehmen, der Kaplan sei durchaus sophistisch dabei verfahren. Die schlaue Berechnung, die kluge Benutzung des Terrains waren freilich Mittel, welche ihm von Charakter und langjähriger Gewohnheit an die Hand gegeben wurden. Im Grunde aber meinte er es redlich, ja, er war für das Gottgefällige, Heilige seines Thuns im tiefsten Herzen begeistert und hielt die Bekehrung Recha's für das Herrlichste, was sein schwacher, sündiger Geist im Namen des Herrn zu vollbringen bestimmt war.

Recha war eines von den wunderbaren Gottesgeschöpfen, welche die oft durchbrochene Regel aufrecht zu erhalten berufen scheinen, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse. So rein, wie sie — im Gegensatze zu manchen ihres Gleichen — von außen war, ebenso rein war sie auch von innen.

Wenn das Frühroth durch die hohen Gitterstäbe in die Zelle blinkte, sah es die tugendsame Jungfrau mit aufgelöstem Rabenhaar am Tische stehen und die blauschwarz glänzenden, üppigen Flechten mittelst eines Kammes strählen, den sie, wie alles, was sie hier besaß, der Güte des wackeren Kellermeisters verdankte. Dann war selbst die rosige Gluth der Morgenröthe kaum im Stande, die durch das Wasserbad neu belebte Farbenfrische ihres Antlitzes zu erhöhen, oder die zarten und vollgebildeten Formen ihres vom Linnen zeitweilig befreiten Busens in schöneres Licht zu setzen.

Und so rein, wie ihr Leib, war auch die Seele der Jüdin. Der Hauch der Unschuld, der sie umwehte, schützte sie zugleich vor den lüsternen Blicken des alten Adam. In ihrer Nähe mußte selbst der Wolf zum Lamm werden und die Regungen seines bösen Instinktes unterdrücken.

So schwanden die Tage gleichförmig und dennoch in einer aufregenden Wechselung für die Gefangene dahin. Kaplan und Kellermeister überboten sich gegenseitig an Freundlichkeit und liebevoller Fürsorge. In ihr war ein neues Leben, ein Dasein voll Licht und Wärme, und wiederum voll nebelhafter Hoffnung erstanden, aber trotzdem senkte sie zuweilen das Haupt,

wenn sie ihrer Lieben gedachte und ihres jungen Wohlthäters, der jetzt nicht mehr zu ihr kam, sei es, weil er die arme Jüdin vergessen, oder — was ihr fast noch schrecklicher däuchte — weil er krank darniederlag. Und aus den verlegenen Antworten, die ihr vom Kellermeister auf ihre desfallsigen Fragen wurden, hatte sie allen Grund, ein solches Unglück zu vermuthen.

Indessen war es zum Glücke nicht so. Es lag nur an den drollig ungeschickten Seitensprüngen, die ihr bedrängter Wärter machte, um der Wahrheit aus dem Wege zu gehen. Der gute Mann war nicht gewohnt zu lügen und schämte sich selbst der Nothlüge. Die Wahrheit war, Poppo befand sich wohler denn je, allein unter Umständen, die ihn daran hinderten, sich seiner Gesundheit zu freuen. Er saß immer noch im rothen Thurme. Und das konnte der rechtschaffene Kuno doch unmöglich seinem Pfleglinge gestehen. Eine solche Nachricht grausamer Härte zwischen Christenmenschen, zwischen Vater und Sohn konnte das ganze sich mühsam erhebende Gebäude des Pater Ambrosius mit einem Male wie ein Kartenhaus in nichts versinken machen. Das hatte der wohlbedächtige Kaplan seinem Bundesgenossen auch nachdrücklich genug vorgestellt.

Eine Freude, wie sie der Gefangenen seit

Poppo's letzter Anwesenheit nicht wieder zu Theil geworden, verursachte ihr der Besuch der Gräfin und ihrer Tochter. Die Edelfrauen hatten von den Erfolgen des eifrigen Gottesdieners gehört und eilten, sich auch durch den Augenschein davon zu überzeugen. Durch Vermittelung des Beichtigers war es ihnen gelungen, vom Kellermeister den Zutritt zu Recha zu erlangen. Sie fanden diese, für die sie von Anfang an so viel Theilnahme empfunden, noch liebenswürdiger, denn je, versicherten sie ihrer innigen Zuneigung und versprachen ihr, allen ihnen zu Gebote stehenden, wenn auch noch so geringen Einfluß für ihre endliche Erlösung aus dem Kerker zu verwenden.

Ja, ihr Wille war himmelsgut. Aber ihre Kraft? Hatten sie doch nicht einmal die Macht, irgend etwas für den eigenen, gefesselten, vom Vater eingesperrt gehaltenen Sohn zu thun!

Mehrere Male hatten sie schüchterne Versuche dazu gemacht, waren aber stets auf schroffe, unerhört hartherzige Weise vom Grafen abgewiesen worden. Wir wollen den Lesern und uns selber die rohen Scenen ersparen.

Der einzige, welcher die Sache am gelassensten ertrug, obwohl sie ihn am meisten anging, war der Eingekerkerte selber. Seit jener Katastrophe hatte sich seiner eine seltsame, für seine

Umgebung unerklärliche Ruhe bemächtigt. Er war mit sich in's Klare gekommen. Sein Entschluß war gefaßt.

„Fessele mich, Vater," dachte er bei sich, „fessele mich, so fest Du es durch äußere Mittel, durch Strick und Eisen vermagst, meinen Geist kannst Du doch nicht fesseln. Mein Arm ist ohnmächtig, aber mein Sinn derselbe geblieben, ja, er hat an Stärke und Entschiedenheit gewonnen. Du zerreißest die Bande der Natur und legst mir dafür diese eisernen an; ich kann es nicht hindern, aber ich weiß, daß hier meines Bleibens nicht länger sein wird, wenn ich frei bin!"

Er machte nicht den geringsten Fluchtversuch, obwohl Beppo ihm mit rührender Treuherzigkeit seine Hülfe anbot. Der brave Diener hatte sein altes Kunststück wieder ausgeführt und dem Onkel den Kerkerschlüssel entwendet. Betrübten Herzens mußte Beppo wieder von dannen schleichen und die schönen Befreiungspläne, die er sich ausgedacht und seinem jungen Herrn mitgetheilt, unverrichteter Dinge bei Seite legen.

„Jetzt noch nicht, mein lieber Junge," hatte dieser bedeutungsvoll gesagt, „jetzt ist's noch zu früh, Beppo. Aber später machen wir von Deinen wunderhübsch ausgeheckten Kniffen vielumfassenden Gebrauch. Wenn ich entfliehe, flieh' ich nicht allein. Du verstehst mich?"

Sprach's und legte den Finger auf den Mund.

Beppo verstand. Ein Beppo darf nicht dumm sein. Wozu wäre es denn auch Beppo?

„Er entflicht nicht allein? Aha!" dachte er. „Dann muß also noch ein Anderer dabei sein. Und der bin ich — oder — Heiliges Wetter im Libanon! Beppo, was bist Du für ein grundgescheuter Kerl, oder nein, wie dumm, dumm, dumm, daß Du darauf nicht schon früher gekommen! Pfui, Beppo, welch' ein Tropf! Aber, pst! nicht gemuckst! Ich werde durch Schweigen wieder gut machen, was ich durch Mangel an Witz in meiner eigenen Selbstachtung verloren habe!"

Durch Kuno erhielt Poppo die genaueste Kunde von Recha's Befinden. Natürlich auch von ihren Fortschritten im christlichen Glauben. Als er das erste Mal davon hörte, war er ganz entsetzt von seinem Lager aufgefahren, so daß die Ketten an Hand und Fuß schauerlich durch das runde Gemach klirrten.

„Man übt doch nicht Gewalt an der Armen?" donnerte er den erschreckten Kuno an. „Man versucht doch nicht, der Gefangenen auch das letzte, das heiligste Vermächtniß der Ihrigen zu rauben, ihr den Glauben zu entreißen?"

„Nein, nein!" stotterte der Andere. „Pater

Ambrosius ist kein gewaltsamer Mann! Der gnädige, junge Herr kennt ihn ja, daß er die Liebe und Güte selber ist. Die unschuldige Kleine ist heiter und guter Dinge, sie hört mit Andacht auf die Worte des frommen Kaplans."

Poppo besann sich. Ein Blitzgedanke voll wonnigen Entzückens durchfuhr ihn. Recha eine Christin! Der Kopf schwindelte ihm. Er ward von der Zeit ab noch milder, gefaßter als zuvor und ertrug seine Haft wie ein selbstauferlegtes Opfer. Nur, wenn er den heißersehnten Kuno beim Eintreten in seine Einsamkeit mit Hast nach Recha fragte, dann zeigte er eine peinliche Ungeduld und eine Aufregung, die ihm das Blut in die Wangen trieb. Und als er gar vernahm, daß am anderen Tage der feierliche Akt vollzogen werden solle, und Mutter und Schwester die Geliebte aus der Taufe heben würden, da stieg seine Unruhe auf den höchsten Gipfel.

Zwölftes Kapitel.

Judenverfolgung.

Während sich dieses auf der Burg zu Wernigerode begab, hatten die Dinge zu Magdeburg ebenfalls ihren unaufhaltsamen Gang genommen.

Schon ging der Tag zur Neige, die Bürger ruhten aus von der Mühe unverdrossener Arbeit und zogen sich in das Innere der Häuser zurück, die immer noch nicht jenes düstere Aussehen der Trauer und Furcht, das sie noch vor Kurzem zur Schau trugen, gänzlich abgelegt hatten. Noch ging, obwohl seine Wuth gebrochen, der Würgengel in den Gassen umher und klopfte mit knöchernem Finger an die verschlossenen Thüren, die sich ihm unter Zittern und Zagen öffneten.

Aber der erste panische Schrecken war doch vorüber. Energische Naturen athmeten schon hier und da wieder auf. Man knüpfte die Bande

allgemach wieder an, die man rücksichtslos in der eigenen Todesangst zerrissen hatte.

Nur in den dumpfen, verrufenen Gassen, wo die Armuth mit ihrem Gefolge von Schmutz, Elend, ansteckenden Miasmen und Lastern ihren Wohnsitz hatte, namentlich im Diebeshorn, jener jetzt verschwundenen, in einem Halbkreise vom Fürstenwall bis zur Leiterstraße sich an der Mauer hinziehenden Straße, schien noch keine Aenderung zum Besseren eingetreten zu sein. Nein, einem aufmerksamen Beobachter würde die Wahrnehmung nicht entgangen sein, daß sich der Zustand der dortigen Bewohner bedeutend verschlimmert hatte. Was der Hippe des Knochenmannes entgangen oder noch nicht auf das ekle Schmerzenslager darniedergeworfen war, das befand sich in einer Art von Fieberwuth. Man wüthete und tobte. Männer, Weiber und Kinder steckten unter drohenden Geberden die Köpfe zusammen, so daß es schien, als habe der Böse es auf den Verstand der wenigen Ueberlebenden abgesehen.

Ein vierschrötiger Kerl, der das Wort in der dichtgedrängtesten Gruppe führte, deutete nach Süden und rief, während er die Faust schüttelte:

„Die Juden!"

„Die Juden! die Juden!" brüllte der umstehende Chor.

Der Ruf lief gleich einem Lauffeuer von Haufen zu Haufen, von Haus zu Haus, das ganze Diebeshorn entlang und verbreitete sich von hier in die anderen Stadttheile.

Und überall in den winkeligen Gassen des Ostens und Westens, aus den Schlupfwinkeln der Berggäßchen und den Schenken der Uferstraßen rotteten sich verdächtige Gestalten zusammen, die sich nach dem Sudenburger Thore hinbewegten. Auch aus den Dörfern Frohse und Nachtweide, aus der ganzen Neustadt schlossen sich Zuzügler an. Die ehrsamen Bürger schüttelten den Kopf und verriegelten die Häuser aus Besorgniß vor den verwegenen Gesellen, die lärmend die Quartiere durchstreiften.

Der breite Weg aber bot noch anderes Schauspiel. Vor der Rathswaage, der damaligen Hauptwache, ertönte lautes Kommando.

Schwerfällig und keuchend unter der Last der Panzer und Beinschienen, trabten die Lanzknechte auf ihren Posten und bildeten eine Front von zwanzig Köpfen in drei Gliedern.

Schon war die Sonne zur Rüste gegangen. Ihre letzten Strahlen glühten hinter und über den dunklen Mauern des Barfüßerklosters und vergoldeten die Stahlhauben der aufgestellten Rotte erzbischöflicher Söldner.

Der Kommandirende, ein hochgewachsener,

herkulisch gebauter Mann mit dichtem Vollbart und schwarzem Sammetbarett auf dem Haupte, ging die Front auf und nieder. Sein forschender Blick traf jeden der Mannen, als wolle er ihm Herz und Nieren prüfen. Mancher der Glevener mochte den Blick nicht aushalten und senkte die Augen. Den Befehlshaber schien dieser Umstand nicht sonderlich zu befriedigen, denn er trat einen Schritt zurück und redete zu den Hellebardieren mit lauter Stimme:

„Ihr habt kein gutes Gewissen, Kinder! Euch plagt das böse Bewußtsein, sonst würdet Ihr Eurem alten Hauptmann stramm in's Auge sehen können! Aber Ihr kennt den Hans! Er liebt seine Jungen, wenn sie brav sind, er straft sie, wenn sie nicht gehorsamen. Thut Eure Pflicht und deckt das Dorf! Ich komme sogleich nach! Linksum! Vorwärts marsch!"

Die Eisenbeschläge der Lanzenschafte schlugen gegen die Stahlringe der Rüstungen, als die Rotte das Kommando ausführte. Von zahlreichen Gaffern gefolgt und umschwärmt, marschirte sie dem Sudenburger Thore zu.

Lange dröhnte ihr dumpfer Takttritt dem zurückgebliebenen Hauptmann in's Ohr. Als von den Glevenern in der Dämmerung außer den aufblitzenden Partisanenspitzen nichts mehr sichtbar war, drehte sich derselbe auf dem Hacken

um und eilte zu dem Bürgermeister Hans Rohde.

Das Haus des Stadtoberhauptes war bald erreicht. Schon auf der großen Steintreppe vor der Thür begegnete dem Hauptmann der Gesuchte.

„Hans!" rief diesem der Kriegsmann zu. „Die Stadt ist heute nicht recht geheuer! Es liegt diesmal mehr in der Luft, als an den vergangenen Tagen. Meine Rotte ließ ich eben vorausmarschiren und eile ihr nach. Triff Deine Maßregeln!"

„Sind schon getroffen!" war die kurze Antwort. „Meine Stadtknechte hab' ich am Rathhause antreten lassen."

„Nun denn in Gottes Namen! Leb' wohl! Thue Jeder das Seine! Ich habe keine Zeit zu verlieren!"

Die beiden Hänse schüttelten sich die Rechte. Doch noch im Abgehen fragte der Bürgermeister:

„Wie ergeht es Deiner Beate, Hans?"

„Schön Dank, das Kind lebt auf und ist — Gott sei Lob! — ganz wohl. Sie hat sich wunderbar still in Alles gefunden."

„Weißt Du was, Hans? Laß das Kind mit den Meinigen morgen zu meiner Schwester nach Halberstadt reisen. Da wird sie sich besser

erholen, als hier in der unheilschwangeren Stadt. Es ist so mein Vorschlag. Wir sprechen noch darüber. Gott befohlen!"

„Grüß Gott, guter Hans!" rief der Schierstedter zurück und durchkreuzte mit langen Schritten den alten Markt.

Da standen allerdings die Stadtknechte unter der Lanze vor dem Portale des Rathhauses. Eine Abtheilung derselben hatte am Kleiderhofe Posto gefaßt, um die dort wohnenden Israeliten gegen den andringenden Volkshaufen zu schützen.

Der Schierstedter ward alsbald erkannt.

„Es lebe der Sadthauptmann, der Stadthauptmann hoch!" schallte es aus dem Gedränge heraus.

Und Hunderte von Kehlen stimmten in das Geschrei mit ein.

Der solchergestalt Gefeierte grüßte die Menge und schritt munter fürbaß. Hier war für die Bedrängten offenbar weniger zu befürchten, als draußen im Judendorfe. Denn die Stadtknechte schienen zuverlässig und ihrem Bürgermeister mit Leib und Leben ergeben zu sein.

Während der Hauptmann am Ottonischen Standbilde, dem Hirschpfahl, Roland und Galgen vorbei nach dem breiten Wege zuwandelte, war er der Gegenstand mannichfacher Gespräche.

Lauschen wir ein wenig. Dort am Fischmarkte ist eine Gruppe, in der laut genug gesprochen wird.

„Weißt Du schon, Alte," sagte eine dürftig gekleidete, jüngere Frau zu ihrer älteren Nachbarin, während sie die Arme in die Hüften stemmte, „weißt Du schon, daß der Ridder seine Tochter wieder bekommen hat?"

„Ja, ich weiß; ei, wo werd' ich nicht! Es ist dem braven Manne aber auch zu gönnen, Else. Der liebe Herrgott hatte ihm Alles genommen. Nachträglich that es ihm aber wieder leid, und da hat er ihm das hübsche Kind wiedergegeben. Das muß aber mal eine Freude im Hündchen gewesen sein'!"

„Glaub's wohl, Alte. Unser einem geschieht so etwas nicht. Wir armen Leute können sterben und verderben; uns holt Keiner aus dem Grabe wieder."

„Sprich nicht so gottlos, Else! Du warst früher eine so fromme Dirn'. Seitdem Du aber den Beckenschläger geheirathet, kennt man Dich nicht mehr, so tolles Zeug schwätzest Du."

„Meinetwegen. Ich weiß, was ich weiß. Ich kenne die, welche an allem Unglück in der Stadt schuld sind, Alte. Die Juden haben das Unheil angerichtet. Das weiß der Stadthauptmann wohl. Weil sie ihm aber sein Töchterchen

wiedergebracht, hat er ihnen vergeben und versprochen, sie zu schützen. Ja, ja, da sitzt der Bolzen! Das soll aber den Schlauen nichts nutzen."

„Ja, die Juden! ich mag sie auch nicht, trau' ihnen auch nicht über den Weg. Aber die Pest haben sie wohl nicht gemacht, Else. Sie sterben ja selber daran zu Hunderten, wie die Fliegen. Hab's mit eigenen Augen gesehen, draußen im Judendorf, als ich meine Base in St. Michael besuchte."

„Hu!" unterbrach sie die Andere und schauerte zusammen, „hu! Du bist draußen gewesen? Ich würde mich nicht so in ihre Nähe wagen. Man hat etwas weg, ehe man sich's versieht. Die thuen's einem an, wenn sie einen nur von der Seite angucken."

„Na, Else, laß gut sein. So viel ist gewiß: Könnten sie uns die Pest an den Hals wünschen, dann würden sie nicht selber darunter leiden. Und könnten sie die Todten wieder auferwecken, dann würden sie's doch wohl zuerst mit ihren eigenen versuchen."

Also schwatzten die Weiber. Der Hauptmann war indeß bis vor den Thorweg des Hündchens gelangt.

Athemlos kommt ihm Johann entgegen. Der Erzbischof — keuchte er — habe zweimal nach

ihm geschickt. Er möge unverzüglich zu ihm eilen.

„Das jetzt noch!" brummte halb unwillig der Ridder in den Bart. „Habe keine Minute zu versäumen und soll noch zuvor in's Pallatium? Nun denn in Gottes Namen!"

Mit Sturmesschritten durchmaß er die Hauptstraße. Bald sprang er die erzbischöflichen Flurtreppen hinan und befand sich in demselben Gemache, in welchem einst die Unterredung zwischen Albert IV. und dem Schutzjuden stattgefunden.

Der Erzbischof, welcher seinen Getreuen ungeduldig erwartete, kam ihm freundlich entgegen.

„Gottlob, Ridder, daß Ihr endlich da seid. Ich war eben im Begriff, einen dritten Boten an Euch abzufertigen. Laßt Euch dort im grünen Stuhle nieder, mein braver Stadthauptmann."

Hans von Schierstedt, obwohl ungern, nahm Platz, und der Prälat faltete ein großes Schreiben aus einander, dessen innere Fläche mit ungeschlachten Buchstaben bedeckt war, während vom unteren Rande ein mächtiges Wachssiegel an langen Fäden herabbaumelte.

„Schreibt mir da der wilde Wernigerode in seiner bekannten Manier einen groben Brief, in welchem er meine Forderung betreffs Auslieferung der Tochter Salomon's und aller geraubten

jüdischen Güter rundweg abschlägt. Die Gründe seiner Weigerung sind ebenso seltsamer, als unglaublicher Art, und ich weiß in der That nicht, was mit dem Währwolf beginnen. Da, les't selbst."

Der Ridder durchflog das Schreiben, insofern sich die abenteuerliche Handschrift Graf Dieters überhaupt so schnell entziffern ließ. Der Graf machte darin geltend: erstlich habe sein Sohn das in Rede stehende Judenmädchen auf öffentlichem Turnier zu Weißenfels, das die Juden selber zu veranstalten sich erdreistet, als Kampfpreis gewonnen, mithin Eigenthumsrecht an ihr erlangt, und zweitens sei besagte Jüdin am heutigen Tage im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in echt christlicher Weise getauft worden. Pater Ambrosius habe sie ohne allen Zwang zum wahren Glauben überredet. Des Grafen Frau und Tochter seien als Zeugen bei dem heiligen Sakramente zugegen gewesen. Für die Wahrheit des Behaupteten spreche des Kaplans frommer Ruf. Aus sothanen Gründen habe der Jude, der sich Recha's Vater nenne, keine Rechte mehr an dieselbe. Wolle er indessen dieselben erneuern, so sei es billig, daß er entsprechende Opfer bringe und die Jungfrau auslöse. Die Loskaufungssumme betrage tausend Mark für die Tochter

und tausend Mark für die übrigen Waaren. Seien binnen hier und acht Tagen die verlangten Summen — im Vergleiche zu dem, was man billiger Weise hätte fordern können, ein wahrer Bettel — nicht an Ort und Stelle, so bleibe die Sache beim alten und der gnädige Herr Erzbischof könne thun und lassen, was ihm beliebe. Die Epistel schloß, wie zum Hohn, mit der unterwürfigen Phrase:

„Ew. Hochwirdigesten in got vader Durchlauchtigesten hochgeborenen Gnaden undertheniger vnd gantz williger Vasall Dietrich Grav zu Wernigerode."

Der Prälat beobachtete das Mienenspiel des Lesenden. In der That bot dasselbe einen interessanten Anblick dar. Unwille, Zorn, Spott, Schreck und eine Entrüstung, die bei Durchfliegung der letzten Zeilen sich zur höchsten Wuth gipfelte, wechselten sichtbar auf dem Antlitz des Ritters mit einander ab.

„Das ist zu arg," fuhr er auf, „gnädiger Herr, der macht es zu bunt! Kann der Tollkopf treiben, was und wie er's will? Hat der bereits den Denkzettel, den wir ihm vor drei Jahren gaben, in Grund und Boden vergessen?"

„Habt Recht, lieber Hauptmann," unterbrach

ihn der Erzbischof. „Aber er scheint im Ernste an sein Recht zu glauben. Wenn die Gründe —"

„Die sind falsch, Euer Gestrengen. Und wenn nicht erlogen, so sind sie doch hinfällig. Aber genug. Sein Maß ist voll. Denkt Euch, er hat schon wieder einmal Straßenraub getrieben und den Weintransport unseres ehrenfesten Mitbürgers und Rathsherrn Vinck bei Halberstadt aufgehoben! Vinck sitzt in des Räubers Burgverließ und schrieb heute an die wohlweisen Väter der Stadt um Uebersendung des Lösegeldes."

„Ist's möglich? Da hört ja das heilige Römische Reich zuletzt auf! Ei, das ist ja zum —"

Er konnte nicht ausreden, der behäbige Prälat, der in der Aufregung seinen Sitz verlassen hatte und mit den Händen beim Auf- und Abgehen wild in der Luft gestikulirte, bis ihm Hans von Schierstedt den Weg vertrat und sich mit respektvoller Verbeugung empfahl.

„Euer Gestrengen," sagte er im Fortgehen, „möget es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich von dannen eile. Ich muß in's Judendorf. Allein, was den Wernigerode betrifft, so ist die Sache reif. Hans Rohde und ich, wir denken, wir machen's wie vor drei Jahren. Grüß Euch Gott, gnädiger Herr!"

„Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen, Ritter Hans!" erwiederte der Prälat, während der Stadthauptmann davonstürmte.

Sehen wir, was sich inzwischen im Judendorfe begeben.

Es ist eine schmutzige Gasse, auf beiden Seiten von Baracken eingezwängt, vor deren Thüren sich unreinliche Kinder in zerlumpten Kleidern tummeln.

Unter den Hütten zeichnet sich eine durch ihre besondere Baufälligkeit aus. Das faule Strohdach ist schon längst nicht mehr geeignet, den Regen abzuhalten und der windschiefe Schornstein droht jeden Augenblick einzustürzen.

In der Thür der Hütte steht ein noch junges Weib, das einen Säugling im Arme trägt. Sie versucht vergeblich, das Kind zum Schweigen zu bringen, und um den Schreier zu beruhigen, hockt sie endlich auf der Schwelle nieder und legt ihn an die Brust.

Sie erreicht ihren Zweck. Der Kleine, dem es weniger um Nahrung, als um die süße Gewohnheit zu thun ist, verfällt alsbald nach den ersten Zügen in beruhigenden Schlummer. Um den Schläfer immer tiefer einzulullen, summt die

Mutter, den Oberkörper taktmäßig und sanft hin- und herschaukelnd, das Wiegenlied:

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Da draußen steht ein Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes,
Und schläfst du nit, dann beißt es.

Die Singende ward jedoch durch eine uns wohlbekannte Stimme unterbrochen, die aus dem Innern der Hütte kam.

„Ei, Rebeckche, mir graut's, als Du so plärrest das Lied, das ich nicht leiden mag. Hast Du doch ein so helles Stimmche, mein Rebeckche! Warum singst Du nicht die Lieder, die gesungen hat meine selige Mutter, als ich noch bin gewesen ein kleines Würmche, wie unser Joseph da?"

„Aber, Veitel," fragte das junge Weib zurück, „was hast Du denn gegen das Liedchen, das unser Josephchen so gern hört?"

„Nichts hab' ich, aber ich mag's nicht. Ist es doch kein koscheres Liedche, sondern es kommt von den Christen. Sing's nicht, Rebeckche, wenn Du mich lieb hast. Mir graut's!"

„Närrischer Veitel, der Du bist!" schmollte halb lächelnd Rebecka.

Inzwischen war der also Gescholtene zum Vorschein gekommen. Wir erkennen in ihm un-

seren gutmüthigen Hasenfuß wieder. Er hielt ein Bündel zwischen den Knieen, das er mittelst eines ledernen Riemens zusammenzuschnüren beflissen war. Zwischen jedem Rucke, den er machte, um die Schnalle ein Loch weiter zu rücken, stieß er die Worte aus:

„Ein schwarzes — und ein weißes — und schläfst Du nit — so beißt es! — Seh' ich doch kommen — die schwarzen Schafe! — Sie wollen beißen — unser armes Josephche — und mich — und Dich — und uns Alle im ganzen Dörfche!"

Er stöhnte tief auf, sei es aus Angst, sei es vor Anstrengung, die ihm das Zusammenschnüren des Packens verursacht hatte. Rebecka sah ihn betroffen an, als zweifle sie an seinem Ernste. Da sie während dessen das Schaukeln des Schläfers vergessen, so erwachte dieser mit lautem Gezeter.

Aber mitten durch das Gewimmer seines Sprößlings schlug die schrille Stimme des ängstlichen Vaters:

„Rebeckchen, ich hab' geschnürt unser Bündel, daß wir können gehen jede Minute, wenn die schwarzen Schafe uns kommen zu fressen! Hab' ich doch gehabt letzte Nacht einen grauslichen Traum, daß man uns hat genommen das bische Hab' und Gut und hat uns geschlagen und ge-

stoßen, gejagt und vertrieben aus unserer Heimath in die weite, weite Welt!"

Kaum waren die letzten Silben seinem Munde entflohen, als vom Ende der Gasse her wildes Geschrei herauftönte. Veitel spitzte die Ohren. Sie reckten sich gleichsam in die Höhe. Die Nüstern blähten sich auf, indeß die Augen aus den Höhlen hervorzudringen schienen.

„Sie kommen! Rebeckche, sie kommen!" stöhnte der zitternde Lauscher. „Du nimmst Josephche, ich das Bündelche, und wir laufen davon!"

Er zog das bestürzte Weib in die Hütte, warf die Thür hinter sich in's Schloß und suchte durch die Hinterthür das Weite zu gewinnen.

Ein vierschrötiger Kerl, dem wir bereits im Diebeshorn begegnet, drang an der Spitze fanatischer Genossen in die Häuser. Immer neue Massen beutelustiger Gesellen erfüllten das Dorf. Bald war kein Haus, keine Hütte, die der Plünderung entging. Die widerstandslosen Juden erlitten brutale Mißhandlungen, und mancher ließ sich lieber zu Boden schlagen, als daß er den Räubern gestand, wo er seine Habseligkeiten versteckt hielt.

In kurzer Zeit waren alle Kisten und Kasten erbrochen, alle Keller untersucht, alle Bodenräume durchstöbert. Wer genug zusammengerafft, trug den Raub in die Stadt heim und feuerte

Andere durch den Anblick der Beute zu gleicher Schandthat an.

Etwas höher lag die Synagoge, von einer Art Kirchhof umgeben. In die festen zur untern Hälfte aus Granitsteinen aufgeführten Mauern des Gotteshauses hatten sich die meisten der Ueberfallenen geflüchtet.

Die Eingangspforte war verrammelt. An den runden Fenstern standen israelitische Männer, das Heiligthum ihrer Gemeinde, das zugleich ihrer Aller Sicherheit und Leben in sich barg, zu vertheidigen bemüht.

Der unerwartete und energische Widerstand, den sie fanden, machte die Angreifer um so zornmuthiger. Sie warfen mit Steinen gegen Thür und Fenster Die Besatzung antwortete auf gleiche Weise und traf manchen überlauten Schreier vor die Stirn. Die Erbitterung stieg von Minute zu Minute.

„Schlagt sie nieder! Stürmt das Thor!" brüllte der Haufe.

Man kletterte trotz des israelitischen Steinhagels über die Mauern der Begräbnißstätte und umzingelte das Gebäude, das zum Glück außer dem Portale keinen anderen Zugang hatte.

Verwegene Gesellen rannten mit einem riesigen Balken gegen die eisenbeschlagene hohe Thür. Sie mußten es büßen. Ein großer Quaderstein

ward aus dem darüber befindlichen Fenster gewälzt und zerschmetterte Zweien der unten Stürmenden die Arme. Die Männer ließen den Sturmbock im Stich und zogen sich schleunigst zurück. Da kam der Vierschrötige. Mit geübtem Blicke schien er die Lage beider Theile zu übersehen. Er wandte sich an die Nächststehenden und raunte ihnen etwas zu. Die Worte gingen von Mund zu Munde und bald entfernten sich die meisten der Tumultuanten, um in die umstehenden Hütten zu dringen.

Oben an der runden Fensteröffnung, aus welcher der verderbliche Steinblock herniedergefallen, stand ein schlanker, hoher, junger Mann mit schwarzem Haupthaar, der mit eiserner Ruhe die Vertheidigung zu leiten schien. Kaum hatte er die Bewegung unter den Angreifenden bemerkt, als er sich an seinen Nachbar mit der Frage wandte:

„Brennt das Feuer auf dem Opferaltar noch hell genug, Jonas?"

„Ja wohl, es brennt, Meister Gideon, in lichten Flammen."

„So thu' das Oel in den Kessel und laß es sieden. Halte Alles in Bereitschaft, auch das Wasser, das ich gestern in Tonnen habe herschaffen lassen. Die Unmenschen wollen uns ausräuchern!"

Jonas eilte, den Befehl auszuführen. Es war hohe Zeit, denn schon kehrten diejenigen, welche sich nach allen Richtungen in den Baracken zerstreut hatten, mit Stroh, Heu, Werg und Holz beladen zurück. Einige hatten auch mehrere Stücke Pech aufgefunden und brachten sie frohlockend herbei.

„Die Juden! Jetzt haben wir sie in des Teufels Küche!"

Sie triumphirten zu früh. Denn als sich die ersten mit brennenden Strohbüscheln, welkem Laub und Reisig dem Portale näherten, rasselte ein Hagel von Steinen auf sie hernieder. Darauf änderten sie die Taktik. Sie warfen das Brennmaterial von weitem unter die Wölbung. Ebenso rings um die Synagoge. Denn, obwohl die Grund- und Umfassungsmauern bis zu doppelter Mannshöhe massiv waren, so bestand doch der obere Theil des Gebäudes, in welchem sich die Fenster befanden, aus Fachwerk und Ziegelsteinen. Es war auch wohl möglich, daß die Flammen die hölzernen Sparren des Daches erreichten.

Bald war das jüdische Gotteshaus rings von über einander geworfenem Brennstoff umgeben. Es galt nun, denselben zu entzünden. Das geschah mittelst glühender Pechkränze, die man gegen die Mauern schleuderte. An man-

chen Stellen leckten und züngelten bereits die Flammen. Vor dem Portale schlugen sie schon bis zum Holzwerk empor.

„Heissa! Sie schmoren schon!" jubelten die Mordbrenner.

Da zischten die Gluthen plötzlich auf und verlöschten unter unheimlichem Knistern. Man hatte aus allen Fenstern Wasser auf den Brand hinabgegossen.

Der Pöbel gerieth in noch größere Wuth, da er seine Anschläge vereitelt sah.

Man suchte die Strohbüschel von neuem zu entzünden. Eine Art von Schildkröte bewegte sich gegen das Thor. Kräftige Männer trugen das Dach eines Schuppens über den Köpfen, während andere mit Aexten und Feuerbränden in ihrer Mitte gingen. Jetzt waren sie dicht an der Thür und arbeiteten unter dem Schutze des Balkendaches. Die scharfen Aexte schnitten krachend in's Holz und lösten gewaltige Splitter zwischen den Eisenbeschlägen los. Da zischte und sprudelte es wieder. Siedendes Oel und Wasser rann durch die Balkenlage auf die Darunterbefindlichen hernieder. Unter Schmerzensgeheul stoben diese von dannen.

Da vernahm man dröhnenden Taktschritt. Es waren die Lanzknechte des Erzbischofs, die der Stadthauptmann vorausgesandt, um die be-

drängten Israeliten zu schirmen. Der gute Ridder hatte Recht, wenn er seinen Mannen nicht traute. Denn kaum waren sie am Platze, als sich in ihnen der alte, ungebändigte Judenhaß regte und sie die Rollen wechseln hieß. Ein unglücklicher Zufall beschleunigte diese Umwandlung. Als nämlich ihr Anführer, welchem Hans von Schierstedt für die Zeit seiner Abwesenheit das Kommando anvertraut, an das Fenster herantrat, um den Kindern Jehovah's beruhigende Erklärungen zu geben, wollte das Mißverständniß, daß ihn ein Steinwurf gerade in's Gesicht traf.

Blutend sank der Mann zu Boden. Aus den Reihen der Gewappneten aber wich jede Disziplin. Sie zerstreuten sich unter das lärmende Volk und machten mit ihm gemeinschaftliche Sache. Der blinde Fanatismus ließ sie den Umstand, daß der Hauptmann nachzukommen versprochen, gänzlich vergessen.

Mit erneuerten Kräften begann man zu stürmen. Die erzstiftischen Söldner verstanden ihr Handwerk. Bald war die Thür zertrümmert und der Weg in das Innere des Gebäudes offen gelegt. Zwar stellte sich Gideon mit Jonas und einigen anderen spärlich Bewaffneten den Eindringlingen entgegen, wohl schlug der tapfere Portugiese die ersten der Einstürmenden zurück,

allein vergeblich. Wider den Angriff der langen, vorgestreckten Spieße vermochte sein Schwert auf die Dauer nichts auszurichten.

Da legte sich Salomon Levy in's Mittel. Hinter dem kämpfenden Gideon stieg er auf das Gerümpel, womit man die Thür von innen verrammelt hatte, und rief mit einer Stimme, welcher die Verzweiflung Kraft und Wirkung gab:

„Zurück aus dem Tempel des allmächtigen Gottes, der diejenigen strafen wird, die sein Heiligthum mit Blute besudeln! Zurück!"

War es seine Erscheinung, war's der Inhalt seiner Worte, die Mordlustigen wurden einen Augenblick stutzig.

„Hier ist Geld, hier ist alles, was ich habe!" fuhr Salomon, der die inzwischen eingetretene Pause benutzte, fort, „nehmt es hin und laßt uns frei von hinnen ziehen!"

Rief's und hielt einen schweren Beutel in die Luft empor, der ein verlockendes Klingen vernehmen ließ, als er, wie zufällig, gegen einen Balkensplitter stieß.

„Das ist Gold!" murmelten einige der Draußenstehenden, und lüsterne Blicke folgten jeder von Salomons Bewegungen.

Als aber jener Vierschrötige über die Köpfe der Vordermänner hinweg schrie: „Blut, Blut! Dann bekommen wir alles, alles, was in dem

alten Bau verscharrt liegt!" — da wäre es um die zitternden Insassen der Synagoge geschehen gewesen, wenn ihnen nicht noch in der zwölften Stunde Rettung geworden wäre.

„Ruhe, Ihr Bürger!" donnerte eine sonore Baßstimme.

Die Köpfe drehten sich nach ihr um. Sie gehörte einem hochgewachsenen Manne mit schwarzsammetnem Barett, der sich durch die Menge drängte.

„Der Stadthauptmann!" riefen einige Soldknechte, denen beim Anblick ihres Befehlshabers das Gewissen schlug.

Hans von Schierstedt entriß dem Nächsten die Hellebarde.

„Pflichtvergessener!" fuhr er ihn an, „so achtest Du meinen Befehl?"

„Herr Hauptmann," stotterte dieser kleinlaut, „sie haben unseren Rottenführer getödtet!"

„Ja, ja!" brüllten die Anderen im Chor. „Blut fordert Blut! Sie tödten uns mit Pest und Stein und siedendem Oel! Wir wollen Rache!"

Noch einmal versuchte der Ritter, die rasende Volksmasse zu beschwichtigen. Er erlangte endlich so viel, daß die Juden das Dorf unbehelligt verlassen durften, um nie wiederzukehren. Alles Eigenthum, die Altar- und Opfer-

geräthe und was sie sonst vergraben hatten, mußten sie in den Händen der Verfolger zurück lassen.

Als das erste Mondviertel am Himmel dahinglitt, schaute es auf eine Scene herab, die sich, so traurig wie sie war, noch bis in die neuere Zeit allzu oft zu wiederholen pflegte. Die große Straße nach Süden hinab schlichen die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gemisch, hier und dort einer mit einem verstohlen geretteten Bündelchen, die bei weitem größte Zahl aber mit leeren Händen und froh, wenigstens mit dem nackten Leben davon gekommen zu sein.

In dem Dorfe jedoch, aus welchem die Unglücklichen vertrieben worden, glühten noch die letzten Funken der glimmenden Strohbündel um die Synagoge herum, deren Inneres von düsterem Fackelscheine erleuchtet war. Habgierige Hände durchwühlten den feuchten Boden nach Schätzen, die dort verscharrt liegen sollten, oder stülpten noch einmal die Altäre um, ob nicht etwa die Flüchtigkeit derjenigen, die eben noch hier nachgesucht, etwas übersehen haben könnte.

So hatte sich denn das Schicksal der Juden im Erzstifte erfüllt. Was half ihnen Schutz- und Schirmbrief? Selbst der Erzbischof hatte

das Schlimme von ihrem Haupte nicht abwenden, selbst der Stadthauptmann vor den eigenen Mannen sie nicht beschützen können. Mit der Macht des Unverstandes, des Vorurtheils und Fanatismus kämpfen Götter selbst vergebens.

Dreizehntes Kapitel.

Flucht.

Während die aus ihrem heimathlichen Dorfe vertriebenen Kinder Israels auf der großen Südstraße dahinzogen, die einen nach Salze und Schönebeck, die anderen noch weiter gen Barby, Calbe, Nienburg, Bernburg und Zerbst, während noch andere ihre Zuflucht in den Städtchen Aschersleben, Ballenstedt und Stolberg suchten, wanderte der Schutzjude mit seinem Sohne und einigen seiner getreuesten Anhänger auf der Straße nach Halberstadt unverdrossen seines Weges.

Mit väterlichen Worten hatte er beim Abschwenken vom Hauptzuge die Schicksalsgenossen zu trösten gesucht. Sie möchten nur vorläufig, ein Jeder bei den Seinigen, ein Unterkommen suchen. Er werde schon dafür sorgen, daß ihnen die Rückkehr nach Magdeburg erlaubt werde,

und hoffe, sie bald im liebgewonnenen Heimathsorte wiederzusehen.

So hatten sie sich denn betrübten Herzens von dem Alten getrennt, der bisher ihre größte Stütze gewesen und nun mit ihnen das gleiche Schicksal, das Loos der Verbannung, theilte.

Schweigsam schritten Vater und Sohn neben einander her, der Alte auf seinen Stab gestützt, der Junge mit dem Schwerte umgürtet, das er noch vor wenigen Stunden so wacker geschwungen hatte. Der treue Jonas ging vor den beiden her, indeß die anderen Begleiter ihnen folgten.

Salomon hatte keinen Grund angegeben, weshalb er gerade den Weg über Halberstadt einschlug. Allein Gideon wußte oder ahnte ihn. Vater und Sohn zog es unwiderstehlich in Recha's Nähe. Jonas und die Uebrigen waren daran gewöhnt, den Beiden zu folgen, ohne erst zu grübeln, wohin und warum?

Die Mondsichel hatte sich seit einiger Zeit hinter Wolkenschleiern verborgen und die spärlich blinkenden Sterne waren nicht im Stande, das Dunkel zu erhellen, das durch den dichten Schwarztannenwald verursacht wurde, welcher eben den Weg von beiden Seiten einengte.

Da hörte Jonas vor sich eine flüsternde Stimme.

„Rebeckche, mir graut's! War es doch just, wie hier; rechts und links, vorn und hinten pechkohlrabenschwarze Finsterniß, daß man nicht konnte sehen die flache Hand vor den Augen. Und als ich sagte: „Horch, Jonas! Es raschelt im Holz!" da lachte mich Jonas aus, als wie einen Gimpel, und meinte: „Närrchen, es war eine Eule, die wir aufgejagt!" Und als ich hörte wiehern ein Pferd, sagte der Jonas: „Närrchen, es war ein Schuhu, der rief!" Und als ich sah glänzen 'n Helm und Schwert, schlug er mir ein Schnippche im Dunkeln und meinte: „Nein, Veitel, es war 'n Sternschnüppche, das eben vom Himmel herabschoß in's Dicicht!" Schau, Rebeckche, so sagte der Jonas. Ich aber wischperte: Weh, Jonas, wir sind im Hinterhalt! Hab' ich doch letzte Nacht gehabt 'n grauslichen Traum, daß ich bin —"

Und wieder konnte Veitel — denn von ihm kam die flüsternde Stimme — nicht ausreden. Jonas, der Alles mit angehört, gab nämlich dem Sprechenden einen leisen Schlag mit der Hand auf die Schulter.

Veitel aber fuhr entsetzt zusammen, warf sich auf den Erdboden nieder und lamentirte:

„O, mein Rebeckche, lauf' mit Josephche! Ich bin todt! ich bin erschlagen!"

„Furchtsamer Hase Du!" lachte hinter ihm

Jonas aus vollem Halse. „Kennst Du denn Deinen Kameraden nicht mehr, von dem Du eben noch so hübsche Geschichten erzähltest?"

Veitel erhob sich und freute sich wie ein Kind, als er seinen alten Schicksalsgefährten wieder erkannte. Und als er gar den Schutzjuden und Meister Gideon leibhaftig vor sich erblickte, war er eine Zeit lang sogar im Stande, seine Gespensterfurcht zu vergessen.

Veitel besaß eine betagte Verwandte in Quedlinburg. Sie war die Schwester seiner Großmutter, aber trotz ihres hohen Alters noch ziemlich rüstig. Denn sie pflegte noch täglich, oder vielmehr nächtlich, bei Sternenschein die Bergthäler zu durchstreifen, um heilsame Kräuter zu suchen. Man nannte sie im ganzen Harzlande, vom Huywald bis zur goldenen Aue hin, die „alte Herse", und schrieb ihr geheimnißvolle Wunderkräfte zu. Zu dieser Frau wollte Veitel mit seinem jungen Weibe und Kinde.

Die so um drei Köpfe verstärkte Karavane setzte sich wieder in Marsch. Salomon und Veitel kannten die Gegend genau. Man hielt sich nicht immer auf der Landstraße, die ohnedies kaum wegsam war, sondern machte gern Abstecher nach rechts und links, um in den naheliegenden Dörfern bei Glaubensgenossen gastfreundlich vorzusprechen. So hatte man über

Langenweddingen und Altenweddingen bei Tagesanbruch Egeln erreicht und hoffte noch vor Einbruch der Nacht nach Halberstadt zu gelangen. Dort sollte je nach Umständen beschlossen werden, ob man nach Quedlinburg weiterziehen wolle, um erst die alte Herse, die auf allen Ritterburgen im ganzen Harze Bescheid wußte und als eine Art von Orakel, als eine Prophetin galt, in Betreff Recha's um guten Rath zu fragen.

Während also die Verbannten ihren beschwerlichen Weg über Kroppenstedt und Gröningen fortsetzen, eilen wir nach Wernigerode voraus, um zu sehen, was sich daselbst inzwischen zugetragen.

Graf Dietrich hatte in jenem unhöflichen Schreiben an den Erzbischof nicht die Unwahrheit behauptet, wenn er Recha's Taufe als bereits an demselben Tage vollzogen darstellte. Den von allen Seiten auf sie einstürmenden Bitten endlich nachgebend, hatte sie im Zustande halber Bewußtlosigkeit darin gewilligt, daß die heilige Handlung in der Burgkapelle vor sich gehe. So ward sie förmlich in die Gemeinde der Christen aufgenommen.

Kaum hatte Kuno sie wieder in ihre Klause zurückgeführt und sich darauf entfernt, um für das Mittagbrod seiner „lieben Kleinen" zu sorgen, als sich der Schlüssel im Vorhängeschloß behutsam umdrehte und Beppo's wohlbekannter Krauskopf vorsichtig zur Thür hereinlugte.

„Pst!" warnte er die Erschreckende mit gedämpfter Stimme, während sein ganzer Leib dem Kopfe nach in's Zimmer schlüpfte. „Pst! Der Kellermeister darf nichts davon merken, daß ich hier bin, sonst ist Alles vergebens!"

Recha verhielt sich still und preßte die Hand auf den Busen, um ihre Aufregung zu bemeistern. Sie wußte, der treue Diener könne ihr nur Nachrichten von seinem jungen Herrn bringen, über dessen Befinden sie in schmerzlicher Ungewißheit schwebte.

Sie erfuhr jetzt aus Beppo's Munde den wirklichen Sachverhalt. Poppo sei von seinem Vater eingekerkert worden und entschlossen, noch in dieser Nacht mit ihr zu entfliehen. Sie möge so unbefangen wie möglich bleiben, damit Kuno und der Kaplan nichts von dem Vorhaben ahnten. Sie habe weiter nichts zu thun, als sich nach dem Abendimbiß zur Flucht bereit zu halten. Für das Andere werde er und der Ritter schon sorgen. Das verabredete Zeichen sei das dreimalige Rufen eines Käuzchens, das sich auf

der Treppe des Thurmes werde vernehmen lassen.

Nachdem er der an allen Gliedern zitternden Jungfrau noch einmal Ruhe anempfohlen, schlich Beppo wieder davon.

Nicht lange darauf erschien Kuno mit ausgesuchten Leckerbissen. Er hatte es beim Garbräter durchgesetzt, daß seine Schutzbefohlene von jetzt ab die Speisen aus der herrschaftlichen Küche bekam. Eine Hand wäscht die andere. Meister Kuno besaß ja die Schlüssel zum Keller und das wollte für den durstigen Koch viel sagen. Es war immerhin gut, sich des Kellermeisters Freundschaft zu erhalten.

Recha, der Warnung Beppo's eingedenk, nahm sich zusammen. Der gutmüthige Kellermeister war viel zu sehr mit Auftragen der Mahlzeit und mit Instandhaltung des Zimmers beschäftigt, um diesmal sonderlich auf die Jungfrau zu achten. Nur einmal fragte er sie halb mitleidig, halb verwundert:

„Du zitterst ja so, mein Püppchen? Ja, ja, es hat Dich ein wenig angegriffen da unten in der Kapelle. Aber getrost, das geht vorüber, mein Herzchen. Iß nur und trink! Habe Dir etwas gebracht, was Dir schmecken soll. Bald wirst Du wohl auch nicht mehr allein schmausen, sondern mit mir an einem Tische. Und ich will

Dich halten, wie mein eigenes Töchterchen, so lieb, so warm und treu. Ja, Recha, willst Du mein Töchterchen sein, mein gutes, schönes, frommes Töchterlein?"

Recha sah ihm in die Augen, aus denen die lautere Herzensgüte sprach, und fühlte sich durch die Worte des Mannes wehmüthig berührt. Um ihn nicht zu betrüben, wagte sie nicht, mit dem Kopfe zu schütteln. Und der Kellermeister fuhr fort:

„Nicht wahr, Du bleibst bei mir? Warum lösen Dich die Deinigen nicht aus, obwohl sie Gold in Fülle haben? Weshalb thun sie nichts für Deine Befreiung? Sie können Dich nicht so lieb haben, wie ich, sonst hätten wir schon längst von ihnen gehört. Ich werde Dir ein anderer, ein besserer Vater sein, mein Kind. Bei mir sollst Du's so gut haben, wie im lieben Himmel."

Die Gefangene ließ das Köpfchen auf den Busen herabsinken und seufzte tief auf. Die schwere Beschuldigung, die der Mann, obwohl in der besten Absicht, gegen ihren alten Vater ausgesprochen, hatte sie innig betrübt. Die Beschuldigung war ungerecht, das fühlte, das wußte sie. Ohne Zweifel — dachte sie — war Vater Salomon bisher außer Stande, seinem Kinde wirksame Hülfe zu leisten. Und den tapferen

Gideon hatte sicherlich die durch den weiten Transport auf schlechten Wegen verschlimmerte Wunde an Allem gehindert. Sie war in ihrer Gefangenschaft weniger um ihr eigenes Schicksal, als um das ihrer Angehörigen besorgt gewesen. Was konnte diesen inzwischen nicht alles geschehen sein? Dann dachte sie wohl auch an den wichtigen Schritt, den sie eben gethan.

„Was wird der Vater, was Bruder Gideon dazu sagen?" dachte sie bei sich. „Werden sie mir nicht zürnen, mich von sich stoßen, als Abtrünnige? — O nein," rief dann wieder eine innere Stimme, „das werden sie nicht! Ich will ihnen Alles erzählen, wie es gekommen."

In solcher Stimmung nahm sie wenig Nahrung zu sich, und auch das wenige nur deshalb, um Kuno keinen Anlaß zur Besorgniß zu geben.

So kam der Abend heran. Der Pater machte seinen üblichen Besuch und schrieb ihre seltsame Erregung ebenfalls der heiligen Feier des Vormittages zu. Recha athmete tief auf, als er sich endlich entfernte und Kuno, wie gewöhnlich, das einfache Abendbrod hereinbrachte.

Endlich war sie allein. Sie konnte nichts genießen, nicht stehen, nicht sitzen vor fieberhafter Ungeduld. Die Schatten unter und neben dem Gitterfenster waren immer breiter, länger und dichter geworden. Es ward dunkel um sie her.

Auch das Geräusch des Tages verstummte nach und nach. Kaum daß der muntere Zuruf eines Stallknechtes, der den Pferden den Hafer vorschüttete, zu ihr in's stille Thurmgemach heraufdrang, oder der schwerfällige Tritt eines Knappen auf den Steinfliesen unter dem Thurme ertönte. Endlich schien sich nichts mehr zu regen im weiten Schlosse mit allen seinen Höfen, Gebäuden, Schuppen, Zimmern und Korridoren.

Es war, als ob das Glück die Flüchtlinge in der Wahl des Tages begünstigt hätte. So lautlos still, wie heut, war es selten an Feierabenden. Verschiedene Umstände vereinigten sich, die den Dreien wohl zu statten kamen.

Erstlich war Graf Dieter nicht daheim. Schon am Vormittage, nachdem er einen reitenden Eilboten mit dem Briefe an den Erzbischof abgesandt, hatte er sich, wie das so seine Gewohnheit war, mit einigen Getreuen auf Kundschaft begeben. Solche Ausflüge galten jedoch nicht lediglich der Spionage, sondern auch der edlen Waidmannskunst. Denn der wilde Wernigerode stand im Rufe eines zweiten Nimrod. Er machte ja Jagd auf Thier und Mensch, und da sich derartige Streifzüge oft sehr weit erstreckten, so konnte Niemand voraussagen, wann er wieder auf seine Burg zurückkehren werde.

Zum Anderen hatte sich Kuno, sobald er sich

seiner Gefangenen versichert, auf den Weg zu Pater Ambrosius gemacht, um mit diesem über seinen Lieblingswunsch und die Möglichkeit der Erfüllung das Nähere zu besprechen.

Während der Kellermeister wohlgemuth die Straße hinabtrollte, um sich tief unten in die bekannte Gartenkapelle des Klosters zu verfügen, war der Thorwärter oben auf der Burg ebenfalls heiter und guter Dinge. Denn Beppo hatte sich zu ihm gesellt, und so hatten sie fleißig der Flasche zugesprochen, den Würfelbecher unter lustigem Witzwort unermüdlich umstülpend. Da aber dem perlenden Weine ein Schlaftrunk beigemischt war, von dem sich der schlaue Beppo wohl zu genießen gehütet, so lag alsbald der überlistete Wärter in tiefem Schlummer, während das Thor offen und die Zugbrücke niedergelassen blieb.

Beppo stahl sich von des Schnarchenden Seite, holte die Kerkerschlüssel aus Onkel Kuno's Behausung und eilte damit zum rothen Thurme. Graf Poppo war bereits auf den Beinen. Die schwere Eisenfessel lag zerfeilt vor seinen Füßen.

„Nun zum Stall, Beppo," sprach er, „geh' und zäume meinen Grauschimmel und den Rappen, führe die Thiere mit verbundenen Hufen still den Schloßberg hinab und warte unten im

Busch an der bezeichneten Stelle. Ich werde indessen Recha befreien."

Beppo that, wie ihm geheißen. Als er am alten Thurme vorüberhuschte, ließ er den dreimaligen Ruf eines Käuzchens vernehmen.

Wohl vernahm die Gefangene das verabredete Zeichen. Wohl hatte sie darauf seit einer Stunde gelauscht, mit einer Spannung, die sich von Minute zu Minute bis zur Unerträglichkeit steigerte. Sie nahm das halbzerrissene Semlottuch, hüllte die leichtbekleideten Glieder darin ein, entblößte sie, verhüllte sie wieder, je nachdem sie Fieberhitze oder Frost überfiel.

Da hörte sie den Sand auf der steinernen Stiege knistern; behutsame Schritte ließen sich unterscheiden, der rostige Riegel kreischte, die Angeln knarrten, und es schob sich eine Gestalt in's Zimmer, deren Umrisse sie in der Finsterniß nicht erkennen konnte. Recha's Herz klopfte fast hörbar, sie legte die Hand darauf, wie um es zu beschwichtigen. Mochte nun diese Bewegung dem Eingetretenen ihren Standpunkt verrathen haben, er schritt auf sie zu und umschlang sie leise mit beiden Armen.

„Recha," flüsterte er, „jetzt komm! Nur noch wenige Augenblicke und wir sind frei. Willst Du mir folgen, meine Recha, meine süße, liebe Recha?"

Das zitternde Mädchen legte statt aller Antwort den Kopf an seine Brust und ließ ihn dort eine Zeit lang ruhen. Der Unsichtbare preßte sie noch fester an sich und wiederholte seine Frage mit noch innigerem Tone.

„Ja, ich folge Dir," hauchte sie und fühlte, als sie den Kopf erhob, seine Lippen auf den ihren brennen.

Es wäre vielleicht klüger gewesen, wenn Beppo anstatt seines jungen Herrn die Rolle des Befreiers übernommen hätte. Denn wer weiß, wie lange beide, Gefangene und Erlöser, so gestanden hätten, fest einander umschlungen haltend und die ganze Welt um sich her schier vergessend, wenn nicht das plötzliche Wiehern eines Pferdes den Jüngling an den Zweck seines Hierseins erinnert hätte.

„Komm, süße Recha, laß uns eilen! Mein Grauschimmel ruft!" flüsterte er der Geliebten zu und zog sie mit sich zur Thür hinaus. Vorsorglich legte er, wie sonst, Schloß und Riegel vor, damit Kuno nicht sogleich ihr Entweichen bemerken könne. Dann schlüpften sie die Treppen hinab und im Schatten der Burgmauern über die offene Zugbrücke hinweg in's Freie.

Zum Glück war die Nacht in Folge herumziehender Wolkenschichten hier ebenso dunkel, wie im Judendorfe. Zur größeren Sicherheit hielten

sie sich unter dem dichten Blätterbaldachin der Eichen und Edeltannen, die auf beiden Seiten den Laubgang bildeten. Beppo erwartete sie mit Sehnsucht. Der Ritter schwang sich auf den Grauschimmel, Beppo hob Recha's schlanke Gestalt vor ihm auf den Sattel, bestieg darauf den ledigen Rappen und fort ging es auf bekannten Pfaden, anfänglich im leichten Trabe, um die Bürger der Stadt Wernigerode nicht aufmerksam zu machen, dann aber an Benzingerode vorüber im schärferen Galopp, bis sie das Ufer des schäumenden Goldbaches erreichten, an dessen linkem Gestade der Weg nach Halberstadt führte. Poppo wähnte die Juden noch sicher in Magdeburg. Deshalb richtete er seine Flucht dorthin. Er wollte über Halberstadt, Gröningen und Croppenstedt die schützenden Mauern der Elbfeste gewinnen, um dem geängsteten Vater die Tochter wiederzugeben. Er ahnte nicht, daß er ihm auf demselben Wege noch früher begegnen werde.

Kaum hatten die Flüchtigen in der Nähe eines Dörfchens, das noch heute den Namen Langenstein führt, eine aus rohen Baumstämmen bestehende Brücke passirt und sich in das Dickicht geborgen, welches sich auf der rechten Seite des Bächleins über Berg und Thal hinzog, als ein Reiter hinter ihrem Rücken der Brücke zusprengte.

Die Männer schauten sich betroffen um und konnten einen Ausruf der Ueberraschung kaum unterdrücken.

Es war Graf Dieter, der mit verhängtem Zügel, ohne auf die Flüchtlinge zu achten, dahinjagte. Laut dröhnte der Hufschlag des Rosses auf den schwebenden Balken der unsicheren Brücke, sprühend flogen die Funken, als der Renner auf dem kiesigen Boden ausgriff, indeß der Mantel des Reiters gespenstisch im Winde flatterte.

„Gott sei Dank," sprach Beppo, „daß er uns jetzt nicht bemerkte! Wenn der gnädige Herr unsere Flucht auch gleich nach seiner Ankunft auf der Burg erfahren sollte, so haben wir doch schon einen tüchtigen Vorsprung."

Lassen wir die Drei ihres Weges dahinziehen. Wir wissen sie jetzt ziemlich geborgen. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem wilden Grafen zu, der soeben hart an den Entronnenen vorübersauste, ohne sie zu gewahren.

Der Graf war allerdings in einer Stimmung, die ihn zur Beobachtung dessen, was um ihn her vorging, untauglich machte.

Als er sich von den Seinen getrennt hatte, um die blutige Fährte eines angeschossenen Ebers zu verfolgen, hatte er auf die zunehmende Dunkelheit im Feuereifer der Jagd nicht geachtet. Ueber

Stock und Stein, durch Hag und Busch, über Wasser und Graben, durch das dichteste Gestrüpp der waldigen Hinterberge war er bis an den Heideberg, in der Nähe von Dittfurth gedrungen. Jede Spur war verloren. Erschöpft hielt er an, die Gegend schien ihm unbekannt. Er war hier noch nie gewesen. Unglücklicher Weise waren die Hunde bei der übrigen Gesellschaft geblieben, ihm fehlte also der letzte Nothbehelf, das Vertrauen auf den Instinkt der scharfwitternden Thiere.

Kurz entschlossen, wandte er das Roß herum, um die Richtung einzuschlagen, aus der er gekommen. Der edle Rappe bäumte sich und wollte nicht von der Stelle. Der Ritter bog sich aus dem Sattel nach vorn, um zu sehen, was es gebe. Es bot sich ihm in der That ein Anblick dar, welcher geeignet gewesen wäre, nicht nur die Mähne des zitternden Pferdes, sondern auch sein eigenes Haar sträuben zu machen.

Ein altes Weib kniete am Boden, augenscheinlich damit beschäftigt, die saftigen Kräuter zu pflücken, welche zwischen den Wurzeln der knorrigen Baumstämme hier so üppig hervorwucherten. Jetzt hob es sich in die Höhe und stand aufrecht vor dem Reiter. Es war eine hagere, hochgeschossene Gestalt. Der Graf kannte

sie, die alte Herse, jenes Weib, das ihm einst ein so gräßliches Ende vorausgesagt.

„Ha, alte Herse!“ rief er sie an. „Was treibst Du Dich wieder bei Nacht und Nebel im Walde herum? Suchst Du Kräuter, Schlangen, Unken und Molche zum Hexenbrei?“

„Suche heilsame Wurzeln für Kranke und Verwundete, Graf Dieter. Ihr schlagt Wunden, ich heile sie!“

„Hoho, zum Henker, alte Hexe, moralisirst Du wieder? Sage mir lieber, auf welchem Wege ich mich befinde!“

„Auf schlechtem, wie immer!“ war die kurze, schneidige Antwort.

„Alle Teufel, Hexe, ob gut ob schlecht, darnach frag' ich Dich nicht, sondern ob ich auf dem rechten Wege nach Hause bin.“

„Nein, Ihr seid auf dem Wege der Verdammniß!“ erwiederte die Alte.

Dem Ritter lief bei der Hartnäckigkeit des Weibes die Galle in's Blut.

„Schweig mit Deinem Unkenruf!“ fuhr er empor. „Willst Du wieder so ein Lied krächzen, wie damals auf dem Rabenstein, Hexe?“

Die alte Herse richtete sich zu ihrer ganzen knöchernen Höhe empor. Der Wind spielte mit den aufgelösten Flechten ihres weißen Haares und mit den Zipfeln des ärmlichen groben Tu-

ches, das um ihren hageren Leib flatterte, wie ein vom Sturme zerpeitschtes Segel um die hölzerne Bramstenge. Den Korb mit Kräutern und Pflanzen, Wurmtöpfen und Handmesser hielt sie in der Linken, die Rechte aber streckte sie nach Nordosten aus und rief in heiseren, langsam hervorgestoßenen Tönen:

„Wegen Landfriedensbruch werden sie Euch verurtheilen, auf der Richtstätte niederstechen, an den Zaum Eures Pferdes binden und bis zum nächsten Busch hinschleifen, um Euch an den Aesten eines Baumes zu erhenken."

„Wahnsinniges Weib!" schnob der Graf, als er die gräßlichen Worte mit derselben Bestimmtheit zum zweiten Male vernahm. Er hatte sie damals, vor einem Jahre, unter Scherz und Spott den Seinen mitgetheilt und das Weib verlacht, das allenthalben im Rufe stand, prophetische Gaben zu besitzen. Jetzt aber, wo sich seine Lage inzwischen drohender gestaltet hatte und ihn, wenn er es sich selber auch nicht offen eingestehen wollte, eine Katastrophe befürchten ließ, jetzt waren ihm solcherlei Prophezeihungen nicht nur unheimlich, sondern sie reizten ihn zum blinden Jähzorn.

Mächtig drückte er dem Rosse die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte und dann in wüthendem Schmerz vorwärts stob,

über die Alte hinweg, durch Dick und Dünn, in das dichte Unterholz des Forstes hinein.

Heulend pfiff der Wind hie und da durch die Aeste, und es klang, als sende die alte Herse dem Ritter noch ein Hohngelächter nach.

In solcher Stimmung sprengte dieser über die Langensteiner Brücke und schlug dann den wohlbekannten Kiesweg am Goldbache entlang ein, um so auf kürzestem Wege in die heimische Burg zu gelangen.

Schon graute der Morgen, als der ermüdete Graf in den Schloßhof einritt. Der verschlafene Jost, der nicht flink genug zur Hand war, um das Pferd abzuführen, erhielt noch einige Schmeichelnamen und eine Liebkosung mit der umgekehrten Reitpeitsche über den breiten Rücken. Der Gestrenge legte sich bald zur Ruhe, und man hörte im ganzen alten Bau keinen einzigen Fluch mehr erschallen.

Indessen sollte diese trügerische Ruhe nicht lange dauern. Der Burgherr hatte sich kaum von den Strapazen seines Kraftrittes ein wenig erholt, als er durch die ängstliche Stimme Kuno's geweckt ward. Der arme Keller- und Kerkermeister hatte das Nest leer gefunden, als er mit Tagesanbruch, wie immer, seiner Kleinen den Morgentrunk bringen wollte. Der Schmerz, die Angst, die Verwirrung des guten Mannes

war kaum zu beschreiben, als er alle Winkel des Thurmzimmers untersuchte, den Strohsack wieder und immer wieder umwand, als hoffe er, sie darunter zu finden.

„Recha, Recha, meine Kleine!" jammerte er und rannte Trepp' auf Trepp' ab, über den Hof zum rothen Thurme.

Eine schreckliche Ahnung folterte ihn. Er fand sie bestätigt. Auch Graf Poppo war entronnen. Jetzt lief er zu Beppo. Sein Wohngelaß war leer, sein Nachtlager unberührt. Sie waren alle Drei entflohen. Das ward dem braven Kuno jetzt klar. Nur der gefangene Kaufmann schmachtete noch im Verließ, sonst waren alle Käfige leer.

Wie der Blitz war Graf Dieter bei der ersten Kunde vom Geschehenen aus dem Bett gesprungen. Kuno mußte ihm beim Ankleiden, das übrigens wenig Zeit und Sorgfalt in Anspruch nahm, behülflich sein. Natürlich kam der Aermste bei diesem Dienste schlecht weg, er hatte die erste Sturmfluth des gräflichen Zornes auszubaden und hörte an diesem Morgen mehr Kernflüche aus dem Munde seines Gebieters, als sonst in einem Jahre zusammengenommen.

Auf frischem Pferde stürmte der Graf davon. Die Knappen sollten ihm nachfolgen, die einen in dieser, die anderen in jener Richtung.

Er selbst aber schlug den geraden Weg nach Halberstadt ein, da er nicht zweifelte, die Flüchtigen würden sich nach Magdeburg gewandt haben.

Er mußte sie einholen, mochte es kosten, was es wolle. Das gespornte Thier von edlem Geblüt trug seinen stürmischen Reiter dahin. Wie ein Schatten glitt es über die grasreiche Ebene, deren Halmspitzen bereits im Morgenthau diamanten erglänzten, wie ein Pfeil flog es die Anhöhe hinauf und die Abhänge hinab, wie ein Hirsch brach es sich Bahn durch den dichtverworrenen Wust des ungelichteten Prachtwaldes.

Es war ein halsbrecherischer Ritt. Aber der Reiter achtete dessen nicht und das Thier that seine Schuldigkeit. Die zwei bis drei Meilen bis Halberstadt waren trotz aller Hindernisse im Fluge zurückgelegt. Hier rastete er nicht, sondern mit einem Hussa ging es die Straße hinab nach Gröningen, Croppenstedt und Egeln. Das edle Roß fing schon an zu straucheln, als wolle es ohnmächtig niederstürzen. Da machte der Ungestüme eine Viertelstunde Halt, um sich bei den Leuten der Gegend nach den Flüchtigen zu erkundigen. Man behauptete, Niemand gesehen zu haben, auf den die Beschreibung des Ritters paßte, erzählte jedoch, es seien soeben

viel flüchtige Juden aus Magdeburg hier durchgezogen und es kämen immer neue Zuzüge von daher. Man habe wahrscheinlich die Kinder Israels aus ihrem Dorfe vertrieben.

Der Graf ließ die Bauern schwatzen und trieb den Renner wieder zum Laufen an. Hätte er sich nicht immer auf der großen Straße gehalten, so würde er wohl den Verfolgten in den Rücken gekommen sein, so aber sprengte er an ihnen vorüber, unaufhaltsam der Elbfeste zu, vor deren Mauern er sie noch zu erreichen hoffte.

Da — es war nicht weit von Schwaneberg, das auf der linken Seite der Landstraße und am Rande eines herrlichen Laubwaldes lag, der sich bis über den Weg hin und eine halbe Stunde weiter bis nach Langenweddingen erstreckte — da plötzlich sah das scharfe Späherauge Graf Dieters eine Reitergruppe vor sich, die anscheinend still hielt, wie um die Pferde verschnaufen zu lassen.

Der Waldweg machte an der Stelle gerade eine Biegung, so daß man nicht erkennen konnte, was jenseits des Kniees lag, aber das war unzweifelhaft — und der Ritter übersah es auf den ersten Blick — auf dem einen Pferde saß ein Mann, der ein Frauenzimmer vor sich im Sattel hielt, während das andere nur von einem Gewappneten geritten ward.

„Sie sind's!“ jubelte der Graf in sich hinein. „Höll' und Teufel, sie sind's!“

War schon durch die unmenschliche Anstrengung und Aufregung sein Blut im höchsten Grad erhitzt, so schoß ihm jetzt der Lebenssaft jählings zu Kopf. Ihn schwindelte, sein Auge ward blind, aber er preßte dem Rappen die Sporen in die Flanken und war nach einigen Sätzen den Reitern gegenüber.

„Jungfernräuber! Feiger Ausreißer! Memme Du! Steh' still!“ donnerte er denjenigen an, welcher die Jungfrau im Schooße hielt. Zugleich zog er den Pallasch und suchte dem Anderen mit der flachen Klinge einen Hieb über den Rücken zu versetzen, indem er dabei höhnisch ausrief:

„Und Du, elender Wicht, so dienst Du Deinem Herrn? Jetzt kehrt, marsch nach Wernigerode, oder ich haue Euch in tausend Krautstücke!“

Wie erschrak er aber, als er in den Beiden die Magdeburger Hänse erkannte! Und hätte er auch nicht starr wie eine Salzsäule zu Pferde gesessen, seine tapferste Gegenwehr würde ihm diesmal nichts genützt haben. Von allen Seiten ward er durch berittene Stadtknechte umzingelt. Hans Rohde, den er für Beppo gehalten, ritt auf ihn zu und forderte ihm das

Schwert ab, da er einer Wohllöblichen Stadt und Gemeine Magdeburg gutwilliger Gefangener sei.

„Gutwillig? Hoho! Zum Henker, sag' ich, gutwillig und lebendig bekommt Ihr mich nicht, Ihr vermaledeiten Hänse!"

Er machte Miene, im Kreise um sich zu hauen, allein die vorgestreckten Partisanen vereitelten sein Bemühen. In wenigen Augenblicken war er von der Uebermacht bewältigt und mit starken Stricken gebunden. Wär' er nicht Graf Dietrich gewesen, so hätte man ihm die Schmach der Fesseln erspart, aber bei seinem bekannten Charakter hielt Hans Rohde diese Maßregel für geboten. Ueberdies war er auf städtischem Grund und Boden festgenommen und konnte ohnehin als Landfriedensbrecher auf besonders zarte Behandlung, zumal in damaliger Zeit, nicht rechnen.

Wie hatte sich aber dieses sonderbare Zusammentreffen gefügt? Vielleicht ist es unseren Lesern noch erinnerlich, daß am Abend jener städtischen Judenverfolgung Hans Rohde seinem Freunde den Rath gab, er möge Beata mit der bürgermeisterlichen Familie nach Halberstadt reisen lassen. Luftveränderung in Verbindung mit der dortigen angenehmen Lebensweise sei das vorzüglichste Mittel, um die Gesunden vor

Krankheit zu schützen und die Genesenden zu kräftigen.

Die gewaltsame Katastrophe des Abends bestärkte die Männer in ihrem Plane, und mit dem ersten Frühroth setzte sich auch schon der stattliche Zug in Bewegung, zum Sudenburger Thor hinaus, an der Spitze die beiden Freunde, dann berittene Glevener und die Frau mit den Töchtern und Söhnen des braven Stadtoberhauptes. Letztere hatten sich in einen großen Wagen der damaligen Konstruktion einquartirt. Er war im Grunde nichts, als ein ehrlicher Frachtwagen, wie ihn das Rohde'sche Haus bei seinen kaufmännischen Flandernfahrten zu benutzen pflegte. Hans von Schierstedt hatte aber sein Töchterlein mit sich auf's Pferd genommen und hielt sie da so sicher und warm, wie eine Mutter ihr Kindlein im Schooße hegt. Es war also gerade nicht zu verwundern, wenn Graf Dieter in den Irrthum verfiel, den Vater mit der Tochter für den flüchtigen Poppo mit der Jüdin zu nehmen.

Dazu kam die zufällige Stellung. Schierstedt und Rohde waren im Eifer des Gespräches ein wenig den Anderen vorausgeritten und hatten an der Biegung des Waldweges Halt gemacht, ihre Pferde den Nachzüglern zugewandt und auf diese Weise dem Wernigerode den

Rücken zugedreht, gleich als ob sie ihm nicht entgegen, sondern vor ihm herzögen. Die Täuschung war fast vollkommen, wenn man das trübe Morgenwetter und die Entfernung in Betracht zieht, die beim ersten Erblicken den Verfolger von der Reitergruppe trennte.

Stumm und in sich gekehrt, das Antlitz in finstere Falten gelegt, ritt der Gefesselte inmitten der gewappneten Soldknechte. Die Mannen sahen ihn scheu von der Seite an; selbst der Gefangene, Entwaffnete, Geknebelte erschien ihnen noch furchtbar genug, und sie fürchteten jeden Augenblick, er möchte sich seiner Bande entledigen und ihnen auf irgend eine Weise aus den Händen schlüpfen.

Er aber achtete nicht auf seine Umgebung. In dumpfes Brüten versunken, schien er über die Ereignisse der letzten Stunden nachzudenken, und das prophetische Wort der alten Herse kam ihm dabei immer wieder in den Sinn, so sehr er sich auch Mühe gab, seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken.

Die Karawane hatte sich natürlicher Weise in zwei Hälften getheilt. Die eine, an deren Spitze Hans von Schierstedt, setzte den Weg nach Halberstadt fort, um die Rohde'sche Familie und Beata zur Schwester des Bürgermeisters zu geleiten. Die andere, unter Füh-

rung des Letzteren, brachte den gefangenen Grafen nach der Stadt Magdeburg.

Hätte dieser noch nicht gewußt, in welchem Rufe er bei den Erzstiftischen stand, bei diesem Einzuge in die Mauern der Elbfeste hätten ihm die Augen aufgehen müssen. Schon unterwegs schlossen sich Neugierige in Massen dem Transporte an; der Bauer lief vom Pfluge, der Hirt von der Heerde, der Schmied vom Amboß, ein Jeder ließ seine Arbeit im Stich, um den wilden Wernigerode zu sehen. Schaaren von Landleuten strömten mit in die Stadt.

Und es erfüllte sich die eigene Voraussagung des Grafen. Man wies mit Fingern auf ihn und zeigte ihn den Kindern.

„Das ist der Wernigerode, mein Bübchen," knarrte eine alte Amme, „schau' ihn Dir mal recht an, was das für ein garstiger Mann ist! Der frißt die kleinen Buben, wenn sie schreien und nicht schlafen wollen. Aber jetzt beißt er nicht mehr," setzte sie begütigend hinzu, als der Kleine sich entsetzt abwandte und vor Furcht auf ihrem Arme zu beben begann, „er beißt nicht, denn er hat keine Zähne mehr. Die sind ihm ausgezogen worden. Jetzt werden sie ihm auch die Krallen beschneiden, dem bösen, wilden Mann!"

Und mancher Bürgersmann, der bei jeder

neuen Unternehmung, die er in's Land hinein wagte, zuvor zu beten pflegte: „Gott, schütze uns vor dem Teufel und Wernigerode!" blickte nun dankbar zum Himmel empor, als wolle er den Schöpfer loben und preisen für die Befreiung von einer argen Landplage.

So ging es den breiten Weg hinauf, über den alten Markt in's Rathhaus. Dort ward der Gefangene in Sicherheit gebracht.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Der Lenz, der diesmal so früh und überaus milde in's Land gekommen, hatte seit Wochen seinem sonnigen Nachfolger das Feld geräumt. Es war das aber auch ein Sommer, wie die im Vorjahre durch vielfache Fehden in ihren Ernten beeinträchtigten Bewohner des Erzstiftes ihn nur wünschen konnten. Das durch seinen fruchtbaren Thonboden sprichwörtlich bekannte Magdeburger Land prangte allenthalben in der herrlichsten Vegetation. Auf den reichen Marschebenen in der Nähe des Elbstromes wogten die Kornfelder, wenn ein kühlender Lufthauch über das Aehrenmeer sanft dahinstrich. Die Witterung bot freundlichen Wechsel. Erquickende Regenschauer folgten auf anhaltende Sonnengluth, und der Landmann ebenso wohl wie der ackerbautreibende Städter schaute mit inniger Befriedigung auf den Stand der Saaten, ohne freilich jenen winzigen Rest von Besorgniß, der auch

dem Zuversichtlichsten durch lange Erfahrung eingeimpft wird, aus dem heimlichsten Winkel seines Herzensschreines bannen zu können. Denn der Zukunft ist der sterbliche Mensch nun einmal nicht sicher.

Diesen unbedeutenden und natürlichsten Rest also abgerechnet, erblickte man überall freudeglänzende Gesichter. Die Leute boten sich guten Tag und guten Abend, ohne die Mienen jedesmal nach dem Stande des Wetterhahnes einzurichten. Dazu kam, daß man damals noch nicht so empfindlich in diesem Punkte war, wie unsere quecksilberne Zeit. Im niedrigen Fenster des Spießbürgers hingen noch nicht jene überaus zartfühlenden Instrumente, die wir Thermo- und Barometer nennen. Nein, in jenen einfachen Tagen hüpfte noch der Laubfrosch, wie heuer in manchen Bauernstuben, am Fenster der Reichsten gemüthlich im Wetterglase auf und ab. Von Epheu, Lavendel und Thymian umgeben, hockte der drollige Patron auf seiner hölzernen Leiter und blies altklug die vollen Backen auf, wenn er den Himmel sich klären merkte. Und die munteren pausbackigen Hauskinder umstanden den Propheten und warfen ihm zur Belohnung für seine Orakel einige Fliegen in's Wasser, die er mit vielsagender Amtsmiene mit Haut und Haaren verschlang.

„Vater! Vater!" jauchzten sie dem heimkehrenden Rathsherrn zu. „Das Wetter ist heute prächtig! Fahren wir nicht nach Salze, wie Du seit lange uns Alle versprochen hast?"

„Ja, Kinder, der grüne Elias da hat Recht. Es ist eine Luft draußen, um Bäume auszureißen. Wir fahren!"

Und so war die Straße nach Schönebeck und Salze nicht nur von einem, sondern von Dutzenden vollgepackter Wagen bedeckt. Wie die Gänse streckten die eng eingepferchten Kindlein die Hälse aus den Oeffnungen des Planes hervor, voll Neugier erspähend, ob man dem ersehnten Ziele nicht schon nahe gerückt sei.

Aber die Einwohner von Schönebeck und Salze bereiteten den Ankömmlingen auch den angenehmsten Empfang. Brachten sie doch ihre zahlreichen Bäder und Soolbrunnen in Flor! Namentlich die letztgenannte Stadt erfreute sich in Folge seiner vortrefflichen Soolquellen eines bedeutenden Wohlstandes. Die Urkunden sprechen nicht nur vom Soolbrunnen „Bethmann", dessen Wiedererhebung man Seitens der Stadt Magdeburg anfänglich nicht zugeben wollte, ferner von der durch Erzbischof Albert III. 1369 an die Stadt Salze verkauften und von dieser verschütteten Soolquelle „Kehrwieder", sondern es werden in Instrumenten der Stadt seit 1300

noch viele andere dortige Soolbrunnen genannt, wie Rammesberch, Rumelant, Gutjar (fons boni anni), novus fons, aureus fons, Gottesgnade, Froudenrich, Swaffenborn.

Und weiter, den Strom hinauf und hinunter, diesseit und jenseit seiner gelblichen Wasserfluthen, vom Drömling bis hinüber zum Fiener Bruch, ja selbst bis tief in die waldigen Bergschluchten des Harzes hinein, überall athmete Natur und Mensch tief auf, als seien sie von dem schweren Joche, von einem drückenden Alptraum befreit worden: Es war Landfriede!

Das schwere Werk war endlich, wenn auch mit Hängen und Würgen, zu Stande gekommen. Städte und Fürsten, Bürger- und Ritterschaft schlossen sich an einander, um die Ruhe und Ordnung, den Schutz des Lebens und Eigenthumes aufrecht zu erhalten. Freilich war das Bündniß der Städte unter sich noch immer enger, als das mit den Fürsten, allein die oft durchbrochene Phalanx war doch wenigstens geschlossen, wenn auch kein Mensch wußte, wie lange die mosaikartige Ineinanderschiebung ihrer einzelnen Glieder dauernden Bestand haben würde.

„Der Landfriede!" rief triumphirend der Ackerbürger, wenn er seine Stiere unbehelligt vor den schweren Pflug spannen und sorglos das fette Erdreich in Furchen legen konnte.

„Der Landfriede!" jubelten die Führer der Waarenzüge einander zu, so oft sie sich auf der Landstraße begegneten und mit redseliger Behaglichkeit einander berichteten, daß ihnen auf ihrer Reise auch nicht der kleinste Unfall zugestoßen sei.

Und wie war es in so kurzen Wochen dahin gekommen? Welches war die Ursache, die eine so überraschende Wirkung, ein so günstiges Resultat herbeigeführt? Es ist in drei Worten ausgesprochen: die Aufhebung Wernigerode's.

So unwahrscheinlich es auf den ersten Moment klingen mag, sie war in der That der entscheidende Beweggrund, der auch die Schwankenden zum endgültigen Entschlusse brachte.

Die Stadt hatte den Landfriedensbrecher in sicherem Gewahrsam und lieferte ihn nicht aus, wenn auch die benachbarten Adelssippen sich eifrig für ihn verwandten. Und da sogar der Erzbischof, der, wie uns bekannt, überaus friedliebend war, ein gut Wort, ja, beinahe ein scharfes Wort für ihn einlegte, so sprach der regierende Rath den festen Entschluß aus, nur dann dem Bunde beitreten zu wollen, wenn Graf Dieter dem Landfriedensrichter nach städtischem Rechte übergeben werde.

Das war für den guten, aber schwachen Prälaten eine herbe Bedingung. Allein er hatte die Alternative, entweder den gewaltthätigen

Ritter oder die mächtige Stadt mit allen ihren Bundesgenossinnen und somit die Erfüllung seines höchsten Wunsches aufzugeben. Es war mithin natürlich, daß er sich nach kurzer Ueberlegung dafür entschied, dem Ansuchen des energischen Rathes zu willfahren.

Was halfen die innigen Bitten der Gräfin Thekla und die Thränen der blonden Helene, was die Versprechungen und endlichen Drohungen des Grafen Lutken von Wernigerode, ja sogar die rührenden Fürbitten des um das Loos des gefangenen Vaters zärtlich besorgten Sohnes? Die Männer im regierenden, alten und oberalten Rath, zumal die Schöppen waren unerweichbar. Sie wollten ein exemplum statuiren, ein abschreckendes Beispiel für alle Zeiten.

Hätten auch Hans Rohde und Hans von Schierstedt sich zur Milde stimmen lassen, gegen die unerbittliche Strenge der seit vielen Jahren schwergekränkten und verhöhnten Rathsherren hätten sie nichts auszurichten vermocht. Das Material der Anklagen war massenhaft. Es kamen da Thatsachen zum Vorschein, die im Laufe der Jahre längst vergessen schienen und nun als blutige Zeugen vor den Gefesselten traten. Und der suchte nicht zu leugnen. Ein unbändiger Trotz beherrschte den Mann. Er sah sein Schicksal besiegelt und keinen Ausweg, ihm

zu entgehen. Was sollte er sich herabwürdigen — dachte er — einzelne ungegründete Beschuldigungen von sich abzuwälzen, wo ihm die klaren Gegenbeweise und vor Allem der Glaube der Richter fehlte? War doch überdies eine einzige der unzweifelhaft von ihm begangenen Thaten, wie der letzte Ueberfall des Kaufherrn Vinck, hinreichend, seine Sache zur verlorenen zu stempeln!

Feierlich und schweigend saßen die Schöppen unter freiem Himmel auf dem Krakauer Anger versammelt. Es war der 22. Julius, also mitten im Sommer. Die Sonne war noch nicht lange am Horizont heraufgestiegen, denn nach althergebrachter Sitte begannen die Gedinge, zumal in wichtigen Fällen, bald nach dem Morgengrauen. Da saßen sie, die eilf schweigsamen Männer, an ihrer Spitze der zum Landrichter ernannte seitherige Burggraf, während der Schultheiß als zwölfter Schöppe fungirte.

Sie bildeten einen Halbkreis, in dessen Mittelpunkt der Angeklagte stand, den Rücken an den Stamm einer mächtigen Königseiche gelehnt. So saßen sie, ein Jeder auf seinem besonderen Stuhl oder einer Art von Bank und sprachen sitzend ihr Urtheil.

Nach der Bestimmung des Sachsenspiegels vererbte der Schöppe seinen Stuhl auf den älte-

sten Sohn, oder, falls er keinen hatte, auf den nächsten ältesten, ebenbürtigen Schwertmag. Da aber die durch Geburt erworbenen Ansprüche auf das Amt nicht immer auch durch die zu dessen Verwaltung erforderlichen Eigenschaften unterstützt wurden, so wählte man, mit Uebergehung geistig oder körperlich dazu unfähiger Erben, für die erledigten Stühle tüchtige, einsichtsvolle Männer aus anderen schöppenbaren oder schöppenfreien Familien, welche ihre vier Ahnen von Vater und Mutter hatten.

Da dies zu Magdeburg schon im dreizehnten Jahrhundert geschah, so kam es, daß die hiesigen Schöppenstühle durchweg mit ausgezeichneten Kräften besetzt waren. Der große Ruf, den die Magdeburger Schöppen weit und breit genossen, veranlaßte Fürsten und Städte, theils in schwierigen Fällen ihr Urtheil einzuholen, theils sich überhaupt Rechtsbelehrungen von ihnen zu erbitten. Man appellirte an sie und consultirte sie. Durch einen großen Theil Schlesiens, obwohl nur Breslau, Görlitz und Schweidnitz dasselbe direkt vom hiesigen Schöppenstuhle empfingen, hatte das Magdeburger Recht Geltung. Ebenso in Preußen, wo es vom Hochmeister des deutschen Ordens, Herman von Salze durch die berühmte kulm'sche Handveste den Städten Thorn und Kulm bewilligt ward. Ja, bis nach Böh-

men und Polen drang das Ansehen des Magdeburger Weichbildrechtes, das mit dem Sächsischen Weichbildrecht in innigem Zusammenhange stand.

Es war eine ehrwürdige Versammlung, die auf die zahlreich anwesende Volksmenge einen um so nachhaltigeren Eindruck machte, je sorgfältiger sie die alten, von den Urvätern ererbten Gebräuche dabei beobachteten. Baarhäuptig, ohne Handschuhe, ohne Waffen, mit einem Mantel bekleidet, der ihnen von der Schulter in langen Falten herabwallte, erschienen die Schöppen, wie es im Dinge unter Königsbanne vorgeschrieben war.

Athemlos lauschte die Menge den gemessenen Worten, die aus dem Munde des greisen Burggrafen kamen, athemlos lauschte sie auf die Silbe, die den wortkargen Lippen des Angeklagten entfloh. Die Last der Anschuldigungen, die Wucht der Beweise war zu groß, sie mußten den Unglücklichen erdrücken. Er aber stand aufrecht da, die gefesselten Hände auf dem Rücken, als habe er sie aus Bequemlichkeit selber dahin gelegt. Mit ruhigem, kalten, stolzen Blicke überflog er den Halbzirkel der Richter, mit Besonnenheit schaute er dem Leiter des Gedinges in's Angesicht. Auf die meisten Fragen antwortete er nur mit einem geringschätzenden Achselzucken.

Nur zuletzt, als der Burggraf, ein Mann

aus hochadelichem berühmten Hause, der den Stollbergern nahe verwandt war, ihn fragte, ob er denn keine Reue über sein bisheriges Verfahren empfinde, nur da schien die Starrheit von ihm zu weichen und seinem alten wilden Wesen Platz zu machen.

„Graf!" schnob er den Landrichter an, und seine Stimme klang selbst hier im Freien wie das Grollen des Donners. „Ihr seid Edelmann und könnt Euch entblöden, mir solch' eine Frage zu stellen? Ich bereuen? Zum Henker, nein, ich bereue nicht! Wenn ich Reue fühlen könnte, wär' es nur deshalb, daß ich den Stadthänsen nicht die Hälse gebrochen! Zum Henker, Graf, das reut mich!"

Auf den Gesichtern der Umstehenden stritten Unwillen und Entsetzen über dic frevelhaften Worte um die Oberhand. Selbst über die Mienen der Schöppen, die jede innerliche Regung zu beherrschen suchten, flog es wie schwarzer Schatten. Das leise Murmeln der Mißbilligung, das den ganzen Anger bis an das Stromufer hin erfüllte, verstummte jedoch, als sich der Burggraf ernst und zum ersten Male von seinem Sitze erhob.

„Ihr lästert noch in der letzten Stunde, Graf Dieter," sprach er mit vorwurfsvollem Tone, „Ihr sagtet das frevelmüthige Wort, das

Ihr besser nicht ausgesprochen. Ja, es geht mit Euch vielleicht zum Henker, das wird Euch reuen! Diesmal scheint Euer fluchender Mund, ohne es zu wissen, die Wahrheit gesprochen zu haben. Habt Ihr sonst noch etwas zu sagen?"

„Nein!" war die kurze, trotzige Antwort.

Und der Burggraf wandte ihm den Rücken zu, um den Schöppen der Reihe nach die Frage, ob schuldig oder nicht schuldig, vorzulegen. Er begann mit dem Schultheißen, der heute das Amt eines ersten Schöppen versah. Lautlose, heilige Stille lag über dem ganzen Gefilde ausgebreitet; die horchende Menge hielt gleichsam den Athem an, um den über Leben und Tod entscheidenden Ausspruch zu vernehmen. Selbst der frische Westwind, der seither von dem Flußarme und Marschlande herüber geweht, schien einen Augenblick seinen Hauch zurückzuhalten, gleich als scheue er sich, das Laub in raschelnde Bewegung zu versetzen und dadurch die Weihe des Augenblickes zu stören.

„Schuldig!" sprach der Schultheiß, ohne ein Glied zu rühren, ohne das Haupt zu bewegen.

Nur der ernste Ausdruck der Augen und die trotz ihres kräftig sonoren Klanges etwas zitternde Baßstimme verriethen das in ihm wache Bewußtsein, daß er mit diesem einzigen Worte einem Menschen das Leben absprach.

„Schuldig!" sprach der zweite der Schöppen.

Und „schuldig! schuldig! schuldig!" dröhnte es zwölfmal im Halbkreise.

Diese beiden Silben, in gemessenen Zwischenpausen langsam und feierlich wiederholt, riefen jedesmal im Gemüthe der Anwesenden einen neuen Schauder hervor, obwohl Jedermann auf ihre Wiederholung vollkommen gefaßt war. Ein solches Gericht, unter Gottes freiem Himmel, im Angesicht der lachenden Natur, der ewig winkenden Sonne, der üppig grünenden Fluren, mitten im Schooße der lebendigen, sprossenden, nährenden, schmeichelnden und Alles mit ihrer Liebe umfassenden Mutter Erde, ein solches Gericht — wenn es das Schuldig über einen Sterblichen ausspricht und ihn dadurch aus dem Mutterschooße erbarmungslos wegreißt, um ihn in die Arme des unerbittlichen Todesengels zu legen — macht einen hundertfach erhabeneren, erschütternderen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer, als unsere heutigen Kriminalgerichtsverhandlungen im engen, dumpfigen Gerichtssaale, dessen irdische Unzugänglichkeit und mit Symbolen aller Art verzierte, wo möglich schwarz ausgeschlagene Wände das Gemüth schon von vorn herein auf finstere Todesgedanken vorbereiten. Nein, in unseren Gerichtsstuben giebt es nicht diese Gegensätze von Leben und Sterben, Tag

und Nacht, Sein und Nichtsein, wie dazumal beim altdeutschen Gedinge unter Königsbann.

Dazu kam noch die barbarische Sitte, dem Verurtheilten keine Frist zu gewähren. Vom Urtel des Schöppenstuhles, zumal bei Landfriedensbruch, gab es keine Appellation. Der Königsbann war erste und letzte Instanz zugleich. Gleich auf der Richtstätte, sobald das Schuldig ausgesprochen, pflegte die Exekution an dem Unglücklichen vollstreckt zu werden und oft in einer Weise, deren Rohheit unser Gefühl bis in das Innerste empört.

Die Prophezeihung der alten Herse traf wörtlich ein. Graf Dieter, vom Schöppenstuhle einstimmig zum Tode verurtheilt, ward auf der Richtstätte niedergestochen, sein Leichnam an den Zaum seines Pferdes gebunden und so bis zum nächsten Busche geschleift, wo er an einem Baume aufgeknüpft ward.

So endete der gefürchtete Gesetzesverächter. Sein Tod war das erste Beispiel von der rächenden Macht des eben zu Stande gekommenen Landfriedens. Er weihte ihn gleichsam blutig ein. Die Chroniken jedoch melden mit Uebereinstimmung, daß ein solches Strafexempel zwar für den Augenblick abschreckte, die Unbilde aber bald wieder von Neuem ihren Anfang nahmen, als der Landfrieden 1387 vom wankelmüthigen,

charakterlosen Reichsoberhaupte wieder aufgehoben ward.

Wenden wir uns nun zu den Angelegenheiten derjenigen, die in unserer Erzählung eine Rolle gespielt und sehen wir, wie sich nach der letzten Katastrophe ihre Zukunft gestaltete.

Wir hatten den Schutzjuden in dem Augenblicke verlassen, wo er in Gemeinschaft mit Gideon, Veitel, Rebecca, Jonas und einigen anderen Leidensgefährten kurz nach Sonnenaufgang von Gröningen aufbrach, um auf Nebenwegen noch selbigen Tages Halberstadt und Quedlinburg erreichen zu können. Sie waren noch nicht weit gekommen — es war gerade in der Nähe des ehemaligen Gröninger Klostergebäudes — als sie mit den drei Flüchtlingen zusammentrafen. Wir übergehen die Schilderung der überschwänglich großen Freude, der Erkennungs- und Bewillkommnungsscenen zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester: ein Jeder kann sich im eigenen Herzen und in der eigenen Phantasie die ergreifenden Bilder ausmalen.

Salomon Levy machte sich alsbald auf den Weg nach Prag, um die Sache seines schwergeprüften Volkes am Throne des Königs Wenzel

mit Wärme zu verfechten. Er ließ Recha unter der Obhut der alten Herse, die zu Quedlinburg eine Hütte bewohnte und auch ihrem Schwesterenkel Veitel nebst seiner Familie bereitwillig Speise und Obdach gewährte.

Gideon eilte dagegen unter ritterlicher Verkleidung nach Magdeburg, um dem um das Schicksal seines Vaters besorgten Grafen Poppo hülfreich zur Seite zu stehen.

Wenn auch der junge Graf bei den Häuptern der Stadt nichts ausrichtete, beim weichmüthigen Erzbischof fanden seine Vorstellungen doch in so weit Gehör, daß dieser unter der Hand dem Sohne allen Vorschub zu leisten versprach, wenn er seinen Vater aus dem Gefängniß zu befreien versuchen würde. Wer war hoffnungsvoller als der Jüngling, da er die Erlaubniß erhalten, seinen Vater besuchen zu dürfen und nun mit aller Beredsamkeit eines kindlichen Herzens in ihn drang, die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen? Allein des Alten Charakter war unberechenbar. Er schlug höhnisch jedes Anerbieten seines Sohnes aus und warf ihm vor, er verdanke nur ihm seine jetzige Gefangenschaft, denn wäre er, der Sohn, nicht aus dem väterlichen Schlosse entronnen, so säße er, der Vater, noch sicher auf dem Stammsitze seiner Ahnen und fragte den Teufel nach dem Stadtvolke. Er

wisse, was eines Wernigerode würdig sei und werde bleiben. Wenn ihm etwas Menschliches begegnen sollte, so werde sein Bruder Lutken die Stammgüter übernehmen, das sei ein ächter Sproß vom ächten Holze, der werde noch einst seinen Tod an den übermüthigen Bürgern rächen.

„Du aber," schloß er seine mit auffälliger Besonnenheit gesprochene Rede, „taugst nicht zum Burgherrn von Wernigerode. Dich haben die Minnesänger, die Stolberger, verdorben. Darum wünsch' ich, daß Du Deinem Onkel gehorsamst, er wird Dir ein festes Jahreseinkommen aussetzen, von dem Du leben kannst, ohne Deinem Namen Schande zu machen. Auch für Deine Mutter und Schwester wird Lutken sorgen, wenn sie es nicht vorziehen, zu den Verwandten nach Stolberg zu gehen. So, das ist mein letzter Wille, mein Sohn, mein letztes Wort. Nun geh' und laß mich allein!"

Sprach's mit ungewöhnlicher Ruhe und mit einer Resignation, als nähme er Abschied von Leben und Sohn. Er reichte dem Letzteren die narbenvolle Hand, die dieser hastig ergriff und mit Inbrunst küßte. So hatte der Sohn den Vater noch nie gesehen, so weich und maßvoll; es war das erste Mal, daß das oft verleugnete Gefühl bei dem harten Manne zum Durchbruch

gekommen, und vielleicht auch das letzte Mal. Stürmisch riß Graf Dieter den Sohn an die hochschlagende Brust, dann drängte er ihn zur Thür hinaus und war mit sich allein.

Wie er wenige Tage darauf seinem Schicksale trotzig entgegenging, wie sich in seinem Benehmen vor den Schöppen ganz und gar der alte, wilde, kraftstolze Ritter wieder bekundete, das haben wir erfahren.

Poppo aber erlitt während dessen die qualvollsten Martern. Als man nach gefälltem Urtelsspruch Anstalten zu dessen Vollstreckung machte, packte ihn rasende Verzweiflung. Nur den vereinten Anstrengungen Gideons und der Umstehenden gelang es, ihn zurückzuhalten, daß er sich nicht auf den Henker warf, um seinen Vater zu schützen. Endlich hatte Gott Mitleiden mit dem Armen und ließ ihn in tiefe Ohnmacht fallen, als das Gräßlichste vor sich ging.

Der letzte Wille Graf Dietrichs ward in allen Stücken erfüllt. Graf Lutken von Wernigerode trat an die Stelle seines unglücklichen, älteren Bruders. Wenn auch ein Mann von Stahl und Eisen, hat er das Ding doch nie so weit getrieben, wie dieser. Er gab allen Raub heraus und den Kaufherrn Vinck ohne Lösegeld frei, und benahm sich überhaupt so, daß man allmählich den Schrecken vergaß, den der ge-

fürchtete Name Wernigerode seit Jahren zu verbreiten gewohnt war.

Nachdem der hochherzige Graf Hinke von Hohenstein um die Hand der blonden Helene geworben und sie auch erhalten, zog die Gräfin Thekla mit der Jungvermählten auf Schloß Hohenstein, um dort ihre Tage in Frieden zu beschließen. Sie würde sich im Schooße der Hohenstein'schen Familie auch vollkommen glücklich gefühlt haben, wenn nicht der Abschied von ihrem einzigen Sohne wie ein Wermuthstropfen in den Kelch ihrer Freude gefallen wäre.

Graf Poppo hatte nämlich nicht nur der väterlichen Erbschaft, sondern auch der Jahresrente entsagt. Kurze Zeit nach dem Tode des Vaters zog er mit Gideon und Recha hinaus aus dem deutschen Lande, über die Alpen hinweg nach dem sonnenreichen Genua. Von dort begaben sie sich zu Schiffe nach Portugal.

Bald nach ihrer Ankunft im Hafen von Lisboa fand auf einem der hohen Bergschlösser von Traz os Montes eine doppelte Vermählungsfeier statt. Gideon und Dolores, Poppo und Recha waren die beiden Paare, welche des Priesters Hand am Altare einsegnete. Der König Johann und Don Alvaro Nunez Peveira waren die einzigen Zeugen der heiligen Handlung. Beide, der König und sein Feldherr hat-

ten den jungen Grafen als Freund Don Gideons mit offenen Armen aufgenommen, zumal da sie das Unglück seines Hauses und die seltsamen Nebenumstände desselben erfahren.

Als aber im folgenden Jahre die blutige Schlacht bei Aljubarotta geschlagen ward, eine Schlacht, die nur durch die beispiellose Tapferkeit Don Alvaro's und seiner jungen deutschen Helden gegen die Castilier und für den König von Portugal entschieden wurde, da kannte die Dankbarkeit des Letzteren schier keine Grenzen. Er berief den deutschen Grafen an seinen Hof und übertrug ihm wichtige Staatsangelegenheiten, er schenkte ihm bedeutende Güter und Bergfesten in der Nähe seines Freundes und Schwagers Don Gideon Nunez Peveira.

Dolores und Recha fühlten sich überglücklich im Besitze so trefflicher Ehegatten. Beide Frauen schlossen sich innig an einander an. Gab es doch so viele Punkte, in denen ihr Geschick auf wunderbare Weise übereinstimmte! Die hochgeborene Christin hatte einen Juden ohne Rang und Stand, der sich durch seine Tapferkeit zu ihr emporgeschwungen, geheirathet, und die niedriggeborene Jüdin einen Christen von hoher Geburt, der in seiner Heimath allen Vorrechten seines Standes entsagt hatte. Freilich waren Gideon sowohl als Recha zum Christenthume

übergetreten, aber mit den innersten Fasern ihres Herzens hingen sie doch noch mit dem Glauben ihrer Väter zusammen, es war da noch ein Rest von zarter Anhänglichkeit an die alten liebgewonnenen Gebräuche, die sie zuweilen im häuslichen Leben nicht verleugneten. Ihr Verkehr mit Vater Salomon blieb trotz Zeit und Entfernung ununterbrochen.

So hörten sie denn die fröhliche Mähr, daß es den unausgesetzten Bemühungen des edlen Schutzjuden gelungen, seinen vertriebenen Glaubensgefährten die Thore der Elbstadt wieder zu erschließen. Bereits im Januar des folgenden Jahres — es war gerade in den Fasten zum Andenken an die Belagerung Jerusalems — zogen die Israeliten mit Sack und Pack in das verlassene Judendorf wieder ein. Sie zahlten dem Erzbischof tausend und der Stadt fünfhundert Mark Silbers und erhielten dafür von beiden erneuerte Schutzbriefe.

König Wenzel that nichts für die Hartbedrängten. Die kaiserlichen Räthe speisten die hülfesuchende Prager Deputation mit Vertröstungen auf bessere Zeiten ab. Und damit mußten sich die Armen begnügen. Sie begnügten sich auch damit, nicht nur für diese, sondern auch für viel spätere Zeit, zufrieden, wenn man sie gegen Erlegung enormer Geldsummen in ihren

schmutzigen Ghetto's überhaupt duldete. So lange Salomon Levy lebte, hatten die Kinder Jehova's Ruhe. Sein rastlos arbeitender Geist, sein Einfluß auf den Erzbischof und auf den wackeren Hans Rohde und Hans von Schierstedt ersparten den Seinen manche Unbill, ja manche blutige Verfolgung. Er starb in hohem Alter, kurz nach dem Hingange seines christlichen Freundes, Erzbischof Albert IV., im Hochsommer des Jahres 1403.

Es herrschte unter den Kindern Israels über den Verblichenen eine Trauer, als sei ihr Patriach — und er verdiente in der That diesen Namen — vom Leben geschieden. Hier trauerten die Christen, dort die Juden um ihr verlorenes Oberhaupt. Die Christen erhielten alsbald ein neues, allein die verlassenen Israeliten fanden keinen zweiten Vater Salomon, ob sich auch viele an ihre Spitze stellten, die es treu und ehrlich mit ihnen meinten. Einen Vater Salomon sahen sie nicht wieder.

Und viele Jahre später, im Jahre 1493, ereilte sie ihr Verhängniß. Der damalige Metropolit, Erzbischof Ernst von Sachsen, verwies sie durch einen harten Spruch auf ewig aus dem Erzstifte Magdeburg und dem Bisthume Halberstadt. Sämmtliche Familien, über 1400 Köpfe stark, mußten an einem ihnen vorher bestimmten

Tage ihre Häuser und das Erzstift verlassen. Von einem tumultuarischen Austreiben war diesmal durchaus nicht die Rede. Die Maßregel blieb aber trotzdem grausamer, als alle früheren, weil sie den Vertriebenen auf immer und ewig die Rückkehr abschneiden sollte. Ihre bewegliche Habe durften sie mitnehmen. Die Gebäude und Grundstücke des Judendorfes mußte auf erzbischöflichen Befehl der Magistrat der Sudenburg ankaufen, und der Erlös ward den Juden zugestellt, denn der rechtliche Sinn des Metropoliten verschmähte es, seine Schatzkammer auf Kosten der armen Verjagten zu bereichern. Das Judendorf mit allen darauf haftenden Freiheiten und Gerechtsamen ward der Sudenburg einverleibt. Die jüdische Synagoge ward in eine christliche, vom Metropoliten selbst der Jungfrau Maria geweihete Kapelle umgewandelt, und das ehemalige Judendorf erhielt den Namen Mariendorf.

Die Einwohner der Sudenburg benutzten die mit hebräischen Inschriften versehenen Leichensteine, die sie aus dem Judenkever (Judenkirchhof) genommen, auf mannichfache Weise zu den Bauten und Anlagen ihrer Stadt. Und noch heutigen Tages lugt aus dem Fundamente manches alten Gebäudes, aus manchem Mauerüberreste ein verwitterter, moosbewachsener Stein

hervor, dessen geheimnißvolle Zeichen auf seinen semitischen Ursprung hindeuten. Ja, im südöstlichen Theile des Tischbein'schen (früher Hoffmann'schen) Gartens stößt der Spaten beim Umgraben zuweilen auf solche Reliquien aus einer alten, sturmbewegten Zeit. Denn hier, an der Sülze, hinter Buckau, lag der stille Friedhof, der so oft der Schauplatz christlicher Gewaltscenen gewesen.

Die Juden aber sind dennoch zurückgekehrt. Wandeln wir die Hauptstraße unserer Elbfeste hinab, überall begegnen wir ihrem regen, unermüdlichen Treiben. Der allmächtige, wenn auch nur allmähliche Fortschritt der Zeit, hat jenen Bannfluch eines engherzigen Metropoliten vernichtet. Schranke auf Schranke, Fessel auf Fessel fiel, und nun stehen und gehen die Kinder Israels in unserer Mitte, nehmen Theil an unseren Bestrebungen, an unserem Denken und Trachten; sie sind eins mit uns und fühlen sich hoffentlich, die Unbilden der Vergangenheit vergessend, eins mit uns.

Ende.

Druck von A. Sacco (preß-polizeilich verantwortlich J. Kerskes) in Berlin.

Lamlé, Gustav

Der Schutzjude von Magdeburg Historische Erzählung von Gustav Lamlé

Bd.: 2

Berlin 1866